

4. Die Mania

Das Wetter war wärmer und sonniger geworden. Das Wochenende war gekommen. Am Sonnabend stand M am frühen Mittag im strahlenden Licht vor dem Hotel und wartete auf Tobias. Mit ihm sollte es nun in die einwöchigen Ferien auf die südliche Peleponnes gehen, in die Mani, den Finger der Halbinsel, der am südlichsten Punkt des europäischen Festlands endet, eine wilde und karge Landschaft voller blutrünstiger Geschichten, wie er wusste.

M genießt diese Stunden am Morgen des 11. April. Das Licht in der Stadt blendet die grauen Bilder ihres gegenwärtigen Niederganges aus. Die Steine leuchten und die Menschen sind nicht zu sehen. Während des Frühstücks hatte er die neuen Nachrichten auf seinem iPhone ohne jede Regung passieren lassen. Sie lösten keine Überlegungen in ihm aus. Die NATO-Speerspitze wurde im Osten Europas aktiv. Mitglieder der Frauenbewegung waren in China verhaftet worden. Es gab wieder Hackerangriffe, die eine neue Sicherheitsdebatte in Deutschland auslösten. Die Länder klagten über zu hohe Kosten bei den steigenden Zahlen der Flüchtlinge. Der DAX war wieder gestiegen und hatte ein Allzeithoch erreicht. Die Welt erschien ihm weit draußen und berührte ihn kaum.

Seine politischen Hausaufgaben hatte er zu seiner Zufriedenheit erledigt. An sein Büro im Bundestag hatte er mit einem Anschreiben an Madame ein Protokoll seines Gesprächs im Hause des griechischen Ministerpräsidenten geschickt, in dem er sich als geschickten Gesprächsteilnehmer in ein gutes Licht gestellt hatte. Ergänzt hatte er dieses Protokoll um den Hinweis, er habe einen sehr aufschlussreichen Meinungs austausch mit dem Leiter des Hafens von Piräus gehabt, einen Mann, dem auch im deutschen Interesse Aufmerksamkeit in der Zukunft gehören solle. Einzelheiten dieses Meinungs austausches hatte er nicht zugefügt. In einem gesonderten Schreiben an seine Büromitarbeiterin hatte M sein humanitäres Vorhaben skizziert, Medikamente für die notleidenden Griechen zu sammeln. Für diese Sammlung solle Kontakt mit seinem Büro im Wahlkreis aufgenommen werden. Ziele dieses Vorhabens seien zum einen eine respektable Ansammlung von Medikamenten unter besonderer Herausstellung der zahlreichen in seinem Wahlkreis angesiedelten pharmazeutischen Unternehmen, zum anderen eine öffentliche Akzentuierung dieses humanitären Vorhabens als eine Initiative des Bundestagsabgeordneten M. Ein ähnliches Schreiben, leicht modifiziert durch eine etwas kumpelhaftere Sprache, hatte er an sein Wahlkreisbüro geschickt. Seine politische Arbeit in Athen hatte er mit diesen Rückmeldungen für sich abgeschlossen.

Als Tobias und M die Stadt hinter sich gelassen hatten und auf der malerischen attischen Autobahn in Richtung Korinth unterwegs waren, genoss M die weite Aussicht auf die blaue Ägäis mit den in ihr breit gezogenen Inseln, die so berühmte Namen trugen: die nahe an der Küste gelegene Salamina und später die im fernen Dunst liegende Ägina. Bruchstücke geschichtlicher Erinnerungen stiegen in ihm auf, die Flottenschlacht der Griechen gegen die Perser, in der die listigen Griechen mit wendigen Schiffen die schwerfälligen Kähne der Perser in die tödliche Falle der Meerenge trieben und dann siegreich aufrieben. Die Namen der am Fuße der attischen Berge klebenden Städte berauschten ihn wie Drogen eines uralten Europakults, Elefsina mit den eleusischen Mysterien, Nea Peramos, Megara, Kineta. Tief beeindruckt von der Baukunst, mit der die E 94 an den Hängen so nahe am tiefblauen Meer zum Isthmos von Korinth in den Stein der

Berge getrieben war, überließ sich M dem tief in ihm schlummernden Gefühl, dass er hier dem Ursprung Europas ganz nahe war, dass man diesem Land, so verkommen es in der Gegenwart auch sein möge, keinen Austritt aus Europa verordnen dürfe.

Zum Isthmos von Korinth hin zog von der Peloponnes Nebel auf, der sich an den Rändern des Meeres zu dicken Wolken zusammengezogen hatte. Die Überfahrt des Kanals hatte M nicht mitbekommen, weil Tobias ihm gerade über die Fehden zwischen Korinth und Athen in der antiken Zeit erzählt hatte. Es gab nur wenig Verkehr auf der breiten Piste, die nun leicht bergan sich in die nahenden Berge der großen Halbinsel schlängelte. In südwestliche Richtung ging es nun weiter auf der Autobahn 7 durch immer schroffer ansteigende Berge, an deren Hängen und in deren Täler nur ganz selten noch Dörfer wie Nester zu kleben schienen. Als nächste Stadt wurde Tripolis angezeigt, wieder ein Name, der große Erwartungen erzeugt, hinter dem aber nur eine mittelgroße, kaum einladende Stadt als karge Besiedlung in einer grenzenlos leeren Bergwelt erschien. M war fast ein wenig enttäuscht, zumal das helle Sonnenlicht nun einem diesigen, die Blicke aus dem Auto bremsenden Schleier gewichen war.

Nahe Tripolis verließen sie die Autobahn und fuhren auf die E 961, eine gut ausgebaute Staatsstraße gen Süden mit dem Ziel Sparta vor sich. Es ging nun hoch in die Berge, deren Hänge zum Teil bewaldet, zum Teil aber schroff mit kargen Felswänden Talkessel überragten, durch die dann die Straße wie am Lineal gezogen führte. Oben auf halber Strecke machten sie auf einem Parkplatz eine kurze Rast. Tobias war während der Fahrt ziemlich ruhig geworden und M hatte mit halb verschlossenen Augen ein wenig gedöst. Hier oben nun hatten sie eine fantastische Aussicht, wenngleich verschleiert und nicht dem gleißenden Licht der griechischen Sonne ausgesetzt. Nach Westen türmten sich die Berge weit hoch und sie sahen in die schneebedeckten Gipfel des Taygetos. Nach Osten blieben die Berge etwas niedriger, erschienen in ihrer unbesiedelten Leere aber auch weiter entfernt. Außer einigen Feldern und grasigen Hängen schien das Land un bebaut und kaum genutzt.

„Wir sind mitten in Arkadien,“ sagte Tobias wie zur freundlichen Aufheiterung in dieser unwirtlichen Gegend. „Du weißt, Arkadien, der Griechenlands Traum so vieler Jahrhunderte vor uns. Arkadien musste man sich wie ein Paradies vorstellen.“ Auf dem Parkplatz hatte sich M auf einen großen Stein gesetzt und schaute in die Weite des bergigen Landes. Tobias war von dannen gezogen, um im nahen Rasthaus einen Kaffee zu trinken. Ruhe und ein fast bleiender Himmel hatten M fest umschlungen.

Nach der letzten Unterhaltung zwischen Tobias und M war es im Auto ruhig geworden. Diese Unterhaltung lag nun bereits gut eine Stunde zurück. Als sie über Korinth in den Peloponnes über die schmucke Autobahn gefahren waren, zur Rechten die hohen Berge des Erymanthos und des Aroania, hatte Tobias mit dem Arm nach draußen auf einen Punkt in der Ferne gewiesen, wo das kleine Städtchen Kalavryta liegt. „Du solltest das wissen: Dieser Ort bedeutet den Griechen sehr viel, und er spielt gerade wieder jetzt eine große Rolle.“ Und dann hatte er erzählt:

„Am 13. Dezember 1943 haben die Nazis während ihrer Besatzung von Griechenland in diesem Ort ein fürchterliches Massaker veranstaltet. Griechische Partisanen hatten damals im November 80 deutsche Soldaten gefangen

genommen. Sie hielten sie als Geiseln, um sie gegen gefangene Partisanen auszutauschen. Die Nazis ließen sich darauf nicht ein. Am 8. Dezember wurden sodann die deutschen Soldaten getötet. Obgleich die Bevölkerung von Kalavryta eher konservativ war und die Menschen sich von den Partisanen fern hielten, organisierten die Nazis eine ihrer schrecklichen Vergeltungsaktionen. Am 9. Dezember begannen sie die vollständige Zerstörung des Städtchens mitsamt 25 umliegenden Dörfern. Lediglich die Schule in Kalavryta blieb stehen. In sie wurden am 13. Dezember die Frauen und Kinder verschleppt. Männer ab 15 Jahre führte man auf eine Anhöhe oberhalb des Städtchens. Sie wurden mit Maschinengewehren erschossen. Lediglich 13 Männer überlebten das Massaker. Kampfgruppenführer Ebersberger meldete an das Generalkommando des LXVIII. Armeekorps 674 Erschossene. Tatsächlich waren es noch viel mehr. Nach dem Krieg wurden Hunderte von Ermittlungsverfahren wegen Kriegsverbrechen in Griechenland eingeleitet. Sie reichten gerade einmal zu einem Hauptverfahren vor dem Augsburger Landgericht. Da ging es um die Erschießung von sechs Zivilisten auf Kreta. Das Gericht übernahm die Argumente der Wehrmacht, es habe sich stets um „völkerrechtliche Notwehr“ gehandelt. Der angeklagte Hauptmann wurde also freigesprochen. Alle Bundesregierungen haben sich bis heute geweigert, mit der griechischen Regierung über die Entschädigung der Opfer zu verhandeln. Und ich werde dir noch beweisen, dass die deutsche Regierung gar nicht anders konnte, als solche Verhandlungen zu verweigern. Die Ansprüche so vieler Opfer hier und an vielen anderen Orten würde nämlich das Vermögen der ach so reichen Bundesrepublik weit übersteigen.“

M hatte sich über diese Belehrung von Tobias geärgert, ohne auf sie zu antworten. Ihm behagten solche Rechenbeispiele im Zusammenhang mit der Geschichte nicht, mochten diese auch noch so grausam gewesen sein. In seinem Geschichtsbild waren es die Versailler Verträge nach dem 1. Weltkrieg, die den größten Anteil an der katastrophalen Entwicklung auf dem Kontinent des 20. Jahrhunderts gehabt hatten. Doch die Geschichte, die Tobias angerissen hatte, drückte ihn in eine düstere Stimmung. Es ging ihm nicht um Scham oder um Mitgefühl mit den vielen Menschen. In ihm nagte das Unbehagen, ein so schönes Land klassischer Dramen und Tragödien könne in sich eine Haltung der Menschen wie eine Krankheit erhalten, in der geschichtliche Erinnerung als Schwert gegen das eigene Versagen in der Gegenwart in einem heißen Feuer geschmiedet werde. M war sich sicher, solchen Emotionen einen kühlen Kopf der Politiker entgegen halten zu müssen.

Das ging ihm ausgerechnet hier oben auf einem Stein sitzend durch den Kopf, mitten in einer unzugänglichen Landschaft, die den verzaubernden Namen Arkadien trug. Was mochte nur Poeten und Schwärmer der vorigen Jahrhunderte bewogen haben, ausgerechnet den Namen dieser herben und menschenleeren Gegend für Märchenwelten einer ungestörten Harmonie zwischen Menschen mit einem Leben voller ländlicher Ungescholtenheit inmitten einer versöhnlichen parkähnlichen Natur für die Götter geschaffen zu entleihen? Vor seinem Auge tauchten die Landschaftsbilder um Berlin und Potsdam auf mit den ihm so vertrauten Sichtachsen zwischen den Schlössern um Sanssouci, im Neuen Garten, Babelsberg, Glienicke, Sacrow und der Pfaueninsel. Das waren seine Bilder von Arkadien. Er mischte die lieblichen Seen, bewaldeten Dünen, Wiesen und herrlichen Bäume draußen vor der Stadt in die kärgliche Wüste, in der er gelandet war, ließ sie zu kunstvoll geordnete Kulissen vor seine Augen anwachsen, in denen Ruhe, Proportionen und Symmetrien jenen erhabenen Geist der Menschen fördern, von dem nichts Böses oder Hintertriebenes zu befürchten

ist. Diese harmonische Kunstwelt ist für M Arkadien, nunmehr eine kräftigende Überlagerung der Steinwüste um ihn herum, die ihn gegen Anklagen feigt, die gegen das Böse und gegen die Banalitäten, die das Böse im gemeinen Leben der Menschen zu erwecken pflegen, wie eine innere Reinigungskraft wirkt, die er wie ein General in seine Gefühlswelt bannen kann, worauf sich Tobias so vortrefflich versteht.

Doch hier oben sickert das reale Arkadien in seine inneren Kammern. Er vernimmt die kühle Sprache in seinem Kopf, dass Arkadien ein ewiger Traum auf dem Papier ist, ein Paradies, aus dem er längst vertrieben ist und das nur in der Einbildung existieren kann. Wie er für das reale Arkadien keine Sprache hat, kennt er auch nicht die Sprache für dieses Paradies. Die Bilder, die nun in ihm auftauchen, sind Gestalten des Mythos von göttergleicher Unbekümmertheit in Sehnsuchtsorten ihrer Schöpfer. Dem göttlichen Liebeszauber ist er stets ergeben gewesen, ohne ihn richtig beim Namen nennen zu können. In der Schule hatte er einst ihre Figuren gelernt, als er noch Vergil gelesen hatte. Doch außer einer mystischen Verbindung in das Ränkespiel mit dieser verhätschelten Mythenwelt war ihm wenig geblieben. Ihm war im Laufe seines Lebens klar geworden, dass er aus dem Paradies vertrieben worden war. Aber dem zum Trotz hatte er sich stets als ein Kind des Paradieses verstehen wollen. Er glaubte, einen Anspruch auf Glück zu haben. Dieser Landschaft, die ihm auf dem Parkplatz hoch oben in den Bergen umgab, wollte er im Grunde seines Herzens den Namen Arkadien nicht gönnen. Er empfand das als Anmaßung und als Hohn gegenüber der Kultur, zu der Menschen fähig waren. Aber er konnte natürlich dieser Gegend ihren Namen nicht nehmen. Er spürte, wie ein Bruch mitten durch ihn ging und es fröstelte ihn, wie aus diesem Bruch ein Bild aufstand, gegen das er sich in seinem Leben so vehement gewehrt hatte.

Er war erst neun Jahre alt gewesen, als ihm seine Eltern eine für ihn unglaubliche Geschichte erzählt hatten. Er sei in Wahrheit gar nicht das Kind seiner Eltern. Er sei vielmehr ein Kind, dessen Eltern unbekannt seien. Nach seiner Geburt habe er in einer Decke gehüllt vor dem Eingang eines Krankenhauses in einer kleinen Stadt gelegen und sei dort von einer Krankenschwester gefunden und aufgenommen worden. Er sei also gerettet worden, ohne dass es je eine Spur gegeben habe, wer seine Mutter sei, ganz zu schweigen, wer der Vater sei. Ein halbes Jahr sei er in der Obhut des Krankenhauses, der Krankenschwester und des Jugendamtes gewesen, bevor er von seinen Eltern adoptiert worden sei.

Nie wieder hatte M mit seinen Eltern darüber gesprochen. Er hatte die Geschichte tief in sich vergraben und seinen Eltern das Versprechen abgenommen, nie und mit keinem Menschen je darüber zu reden. Irgendwelche Nachforschungen in Ämtern oder in Dokumenten hat er zu keiner Zeit unternommen. In seinem Ausweis wird als Geburtsdatum der 12.10.1958 genannt.

Wie aus einer nicht mehr existierenden Welt – und nun fast gewaltsam heftig – taucht an diesem Ferientag in Griechenland das Bild wieder in ihm auf, verbunden mit der bohrenden Frage, wer wohl seine richtige Mutter, wer sein Vater sei. Er bemerkt, wie seine Hände zittern. Eine Erschütterung aus dem tiefen Inneren rollte über ihn. Seine Gefühle, die wie ein Panzer verschlossen sind gegenüber allem, was er in der Politik wahrzunehmen und zu verarbeiten hat, liegen für einen Augenblick offen. Er hat keine Sprache. Er weiß nicht, was hier und jetzt mit ihm geschieht. Die Augen sind fest geschlossen. Die Angst erwischt ihn kalt.

Er beobachtet sich in einem tiefen Abgrund. Vor ihm türmt sich eine Felswand, riesengroß, zerklüftet, tänzelnd schwebend über ihm. Hinter ihm ebenso eine ähnlich starke gigantische Felswand. Die Wand vor ihm bewegt sich auf ihn zu. Er weicht zurück. Dann bedrängt ihn die hintere Wand und treibt nach vorne. Er spürt ihren Hohn und in sich die Angst. Er kann nicht schreien. Nach vorne ist kein Entrinnen, nach hinten ist der Ausweg versperrt. Da ist noch er selbst in diesem absurden Spiel. Keiner sieht ihn, keiner hört ihn. Er ist vergessen. Alle Verbindungen zu seiner Welt sind gekappt. Mit dem nackt gelegten Kern zu leben, spielen höhnisch unentrinnbare Gewalten. Andere dürfen sie als Arkadien genießen. Er ist ihnen angstvoll ausgesetzt, ohne dass sie ihm sein Leben nehmen wollen.

Tobias ist zurückgekehrt, freundlich, unbeschwert. Das erlöst M aus seiner Starre. Der öffnet die Augen, sieht Tobias über sich, findet seine Sprache zurück. „Mich bedrückt das Land hier, das man Arkadien nennt,“ sagt er zu Tobias, der lächelt und antwortet: „Warte noch etwas. Die Mani ist noch viel gewaltiger, zerklüfteter. Du wirst begeistert sein, wie grandios und abweisend die Natur sein kann.“

Die Abfahrt runter ins Tal des Eurotas, in dem der andere Pol des alten Griechenlands liegt, aus dem das Volk der Lakädaimonier stammt, ging zügig. Nun waren sie in Lakonien. Die Landschaft wird dort lieblicher, durchflossen von dem alten Fluss. Von Sparta, über das der große Thukydides so viel Ruhmreiches geschrieben hat, sind fast keine Reste aus Stein übrig geblieben. Im Mittelalter, so erfährt M von Tobias, war Sparta nicht mehr existent. Schon bald erreichen sie nördlichen Teile der Stadt. Sie fahren durch eine, wie M anmerkt, charakterfreie Kleinstadt, die nicht einmal ein kompaktes Zentrum zielt. Lange reihen sich zur südlichen Ausfahrt niedrige Häuser, kleine Geschäfte, Garagen, Werkstätten und Einkaufsläden hin. Zum Anhalten und Verweilen gibt es keinen Grund. Am schönsten der Blick in die westlichen hohen Berge des Taigetos. 2407 Meter ragt der Berg des Propheten Elias aus dem Massiv, schneebedeckt und majestätisch streng. Kurz hinter dem Stadtrand kommen sie an einer Abzweigung vorbei, von der aus die Straße nach Mistras führt, nur wenige Kilometer von Sparti, wie die Stadt bezeichnet wird, entfernt.

Tobias hat nun in seinen Erzählfluss zurückgefunden. Er kennt das Land und kennt sich in ihm so beeindruckend gut aus. Einen besseren Führer und Begleiter hätte sich M nicht denken können. Nun erzählt Tobias über Mistras, deutlich emphatischer als er es über Sparti getan hatte. „Wir neigen dazu, die Griechen ausschließlich mit ihrer alten klassischen Geschichte zu sehen. Die Philosophie, die Literatur, die Architektur, die Kolonienbildung, die Demokratie, die spartanische Erziehung, die Mythologie, die Kultur – das alles holen wir aus dem alten Griechenland, dichten sie um und bilden sie in unseren Zeiten mit unseren Mitteln neu. Aber den meisten Menschen in diesem Land ist das Mittelalter viel näher mit seinen Kirchen, mit der orthodoxen Religion und dem Traum von Konstantinopel. Wenn du Mistras besichtigt hast – es steht auf meinem Ferienplan, dann ahnst du, warum das so ist.“

Sie fahren schon die nun engere Straße weiter nach Süden Richtung Gythion und Tobias erzählte weiter über Mistras und zeigte beiläufig auf die zahlreichen Kreuzkuppelkirchen und Kapellen, die sie von der Straße aus sehen konnten.

„Mistras wurde auf den vorgelagerten Berghängen des Taygetos seit Beginn des 13. Jahrhunderts in der Folge des vierten Kreuzzuges gegen das moslemisch-osmanische Reich aufgebaut. Zunächst wurde nur eine riesige Festung gebaut, mit der die Kreuzritter ihre Eroberung der Peloponnes sichern wollten. Doch Truppen des byzantinischen Kaisers stellten sich den Eroberern entgegen und vertrieben sie aus der Festung Mistras wie auch aus den anderen Festungen der Peloponnes. Die Griechen empfanden das als eine Befreiung, und die letzten Bewohner des dahinsiechenden Sparta siedelten nun an den Mistrashängen. Das nun byzantinisch verwaltete Gebiet wurde im Despotat Morea zusammengefasst, dessen Sitz Mistras wurde. Übrigens ist der Name Morea noch heute für die Peloponnes bei vielen Menschen gebräuchlich.“

M unterbrach Tobias mit der Bemerkung: Ich hatte gedacht, die Kreuzzüge seien stets im Bund mit dem byzantinischen Kaiser geführt worden, Christen gegen die Muslime.“ Doch Tobias erwiderte ihm: „Im Grundsatz schon, aber vor allem gegen Ende nicht stets im Einvernehmen. Die regionalen Machtverhältnisse und die unterschiedlichen Interessen der weströmischen und oströmischen Reiche standen einer wirkungsvollen Allianz entgegen. In Mistras entwickelte sich lange Zeit vor der Renaissance in Italien eine Kultur, in der Religion und platonische Philosophie eng verbunden wurden. Der größte Gelehrte war damals um 1400 Georgios Gemistos Plethon. Du wirst ihn nicht kennen, fast keiner im Europa außerhalb von Griechenland kennt ihn. Er fand aber viel Gehör bei den Palaiologen, der Kaiserfamilie in Byzanz. Konstantin XI. wurde als letzter Kaiser von Byzanz 1449 in Mistras gekrönt. Da kannst du sehen, wie mächtig inzwischen diese Stadt mit ihren noch heute so herrlichen Klöstern geworden war. Die Identität der Griechen mit Byzanz ist seit jenen Zeiten die historische Wiege für das Verstehen der Griechen heute.“

M hat eigentlich für die Bildung seiner Mitmenschen keinen ausgeprägten Sinn. Aber es beeindruckt ihn, wie Tobias mit wenigen Worten Welten entstehen lassen kann, in denen M nicht zu Hause ist, die er aber gerne als Fundus des christlichen Abendlandes in seine öffentlichen Auftritte einfließen lässt. Auf seine Frage, wie es dann mit Mistras weiter gegangen, wie es schließlich erloschen und zur Ruinenstadt geworden sei, erzählte Tobias: „Schon 1460 eroberten die Osmanen Mistras. Sie verwandelten die meisten Kirchen in Moscheen und bauten um sie Minarette. Bis 1770 blieb der Glanz der nunmehr türkisch geprägten Stadt erhalten. Danach begann in der Folge des türkisch-russischen Kriegs der Zerfall. Die Türken holten sich Hilfstruppen aus Albanien. Die plünderten und zerstörten so gut sie es irgend konnten. 1825 im griechischen Freiheitskampf war dann Mistras so unbewohnbar geworden, dass außer wenigen Mönche die letzten Einwohner ihr Hab und Gut packten und wieder zurück nach unten in die Ebene zogen und das neue Sparta aufbauten, durch das wir gerade gefahren sind. Goethe ließ sich von dieser Geschichte inspirieren. Sein Faust trifft hier in Mistras die schöne Helena.“

Kurz vor der Straßenkreuzung, von der es links ab zum nahen Gythion geht und gerade aus gleichsam als Tor in die Mani nach Aeropolis kehrten sie für einen Kaffee in eine kleine Kneipe. Es saßen in dem Kaffenion nur wenige Männer, fast alle schon ziemlich alt. Tobias setzte sich mit M zu ihnen, und schon schnell waren sie im Gespräch, das M mit der Ausgabe einer Runde Ouzo zur Lebhaftigkeit anheizte. Man war sich nämlich nicht einig, ob es eine gute Absicht sei, eine Woche Ferien ausgerechnet auf der Mani zu verbringen. „Wenn schon hier unten in dieser Gott verlassenen Gegend, dann fährt doch lieber nach

Gythion. Da wohnen wenigstens normale Menschen, und das Städtchen ist aufgeräumt und gastfreundlich mit sogar guten Restaurants.“ Das empfahl ihnen ein älterer Herr, der sogar einen Anzug trug und sein Hemd mit einer Krawatte am Hals geschlossen hatte. Ein anderer mit wilden schwarzen Haaren und kräftigen Bartstoppeln widersprach: „Fahrt nur mit Hilfe aller Heiligen in die grauen Steinwüsten. Je tiefer ihr eindringt, desto unwiderstehlicher wird euch das Geheimnis dieses letzten Landstrichs offenbaren, dass die Mani nie von fremden Herrschern erobert werden konnte.“ Und lächelnd fügte er hinzu: „Das wird auch nicht Frau Merkel gelingen mit ihrem Versuch, Griechenland mit ihrer Finanzpolitik in die Knie zu zwingen.“ Dem stimmten die Männer alle zu, indem sie gemeinsam ihr Glas Ouzo in einem Zug leerten.

M verstand zwar nicht, was diese redseligen Männer in ihrer schnellen Sprache voller Enthusiasmus und Pathos redeten, und Tobias konnte ihm nur in Verkürzungen übersetzen, worum es ging. Aber er war fasziniert von der Stimmung und der Lebhaftigkeit ihres Engagements. In kurzer Zeit waren die beiden Fremden von den nahe um sie sitzenden Männern vollständig vereinnahmt. Es war fast grotesk, wie sich M auf einmal ein wenig erregt laut in der Runde sprechen hörte, und wie gespannt die anderen ihm lauschten, der in deutscher Sprache redete, von der sie nicht ein Wort verstanden.

Der vornehmere Mann mit der Krawatte, ein Dorfbürgermeister, wie M von Tobias erfuhr, gab nun seinerseits eine Runde Ouzo aus, erhob sich, als M seine Einwürfe beendet hatte, zu einer kleinen Rede, in der er meinte: „Ich nehme an, Sie haben eben die Notwendigkeit verteidigt, uns nachlässigen und der sauberen Wirtschaft unfähigen Griechen den Weg der tugendhafteren Deutschen zu weisen. Wahrscheinlich haben Sie sogar Recht, und uns steht es nicht an, Sie zu kritisieren. Doch vergessen Sie am besten Ihre Überzeugungen und Ihre Urteile, wenn Sie hier unten, weit von Athen entfernt, durch unser Land fahren. Genießen Sie es einfach, wie wir uns heute genauso wie schon immer in unserer langen Geschichte mit unseren Göttern, mit der Natur und mit den ewig gleichen Ränkeleien in unserer kleinen Welt arrangieren. Machen Sie die Augen auf, achten Sie auf alles, was Sie hören, und gewinnen Sie einen Zugang zum Zeitlosen, das unser endliches Glück und Unglück hier unten stets von einer Generation in die andere treibt.“

Alle strahlten tief beeindruckt über diese Rede, die ihren Abschluss fand, als die Gläser mit dem Ouzo auf einem Tablett in die Mitte des Tisches gestellt wurden. Einen Augenblick lang war es still, bis sich wieder wildes Sprechen Bahn brach, von dem M kein Wort verstand. Tobias übersetzte ihm in das laute Reden der anderen hinein, dass sie sich gerade darüber stritten, ob sie wahre Lakedämonier über die vielen Jahrhunderte seien, direkte Abkommen der alten Spartaner, oder ob in ihnen auch Blut von den vielen in den Peleponnes eingedrungenen Horden sei, die sich als Herrscher über sie versucht hätten, vor allem Slawen, Bulgaren oder gar Türken. Besonders heftig ließ sich auf diese Diskussion jener etwas wild aussehende Mann ein, der ihm zuvor die Reise in das Gesteinsmeer der felsigen Mani so sehr ans Herz gelegt hatte. Dieser Mann hatte in heftig dramatisierender Weise das Wort an sich gegriffen. Und all die anderen hingen an seinen Lippen und lauschten voller Andacht seinen Worten, als er den Gästen eindringlich erklärte:

„Meine Herren, sehen Sie, bei mir ist das ganz klar. Meine Abstammung geht zurück auf Pelops. Schaut hier,“ dabei streifte er seinen Hamdsärmel weit hoch

bis an die Schulter, „ seht ihr diesen großen weißen Fleck hier oben? Das ist der genetische Beweis, dass ich von Pelops abstamme, nach dem diese ruhmreiche Halbinsel benannt wurde. Die Geschichte erzählt, dass Pelops der jüngste Sohn des verfluchten Tantalos war, einem der frevelhaften Götter aus der großen vorolympischen Familie unserer Heiligen. Um seine Geschwister auf die Probe zu stellen, lud sie Tantalos zu einem üppigen Grabmal ein und wollte die anderen Götter auf die Probe stellen, indem sie als Speise die zerkleinerten, in einem Kessel gekochten Teile des Tantalos jüngsten Sohnes Pelops servieren ließ. Doch die anderen Götter durchschauten schnell dieses sündige Spiel, nur Demeter hatte bereits einen Bissen von der Schulter gekostet. Die Stücke wurden nach der Götter Abscheu wieder zurück in den Kessel geworfen, und Pelops erblühte in alter Schönheit. Demeter musste die verletzte Schulter durch ein Stück Elfenbein ersetzen. Seit diesen alten Zeiten haben alle Nachkommen des Pelops die weiße Stelle auf der Schulter als Zeichen dieser göttlichen Tragödie. Und die Nachkommen sind die Menschen dieser Halbinsel geworden, ihre eigentlichen Herrscher und die lebendigen Helden der Erzählungen und Träumen derer, die hier leben. Pelops war der Vater von Atreus, der den Agamemnon zeugte. Agamemnon hinterließ mit Klytämnestra Iphigenie, Elektra, Antigone und Oreste. Agamemnons Bruder war Menelaos, der Helena als Tochter hatte. Und nun seid ihr in dem Land, in dem euch alle Geschichten dieses Geschlechts, in jedem Stein eingraviert, entgegen schallen, sobald ihr mit euren Fuß über sie geht oder ihre bizarren Formen in den Himmel gereckt erblicken werdet.“

M hatte gelauscht. Obgleich er kein Wort verstand, nahm er den eigentümlichen, gleich bleibenden Rhythmus wahr, in dem sie deklamiert wurden. Auch Tobias staunte, der den Inhalt kannte und nun wusste, dass dieser alte Mann, der nicht danach aussah, mit höherer Bildung ausgestattet ein Dichter zu sein, spielend leicht und aus innerer Emphase in den komplizierten Versen alter Gedichte sprach, deren Zeilen jeweils aus sechzehn Silben bestand. Es war wie Musik, die beim Sprechen der Verse mit zweizeiligen Reimpaaren durch den Raum des einfachen Kaffenions zu schweben schien, archaisch und enthoben jeder Erwidern durch die Lauschenden.

Abrupt endete der Vortrag, als der Sänger sich zu einem anderen am Tisch wandte und mit leicht herablassender Art ihn als einfachen „Vlachi“ bezeichnete, der es sich am Saume des Meeres an einem der Geschichte entzogenen Ort gut gehen ließe. Vlachi, so übersetzte Tobias, der sich in der Mani so gut und gebildet auskannte, waren Walachen. So benennen die Eingesessenen der Mani die Bewohner der Ebene am Fuße der Mani als Abkömmlinge von Zugezogenen, die ohne die Götter und Heiligen der Mani leben und in der weichen Natur des schmalen Vorlandes am Meer die Annehmlichkeiten des schönen Lebens genießen. Gythion sei ihre Stadt, und die Gartenlandschaft, in der M und Tobias die nächsten Tage zu Hause sein würden, am Fuße des Felsgebirges, sei ihr Lebensraum. Für diese Vlachi habe unser Sänger nur eine Mischung aus Mitleid und Verachtung übrig.

Sie sitzen wieder im Auto, fahren die letzten Kilometer auf dem Weg zu ihrem Feriendomizil. M lächelt, ist tief beeindruckt von der wilden Kraft der Menschen, die er eben erlebt hat. Tobias teilt seine Bewunderung: „Sie haben etwas, das mehr als alltägliche Konversation ist. Sie schöpfen aus einem tieferen Wissen, das sie nicht erklären müssen. Sie sind hell-sichtig in einem Umfeld, das kaum von einem Stein zum anderen reicht. Sie sind freundlich und ganz nah, und doch sind sie unnahbar. Mich faszinieren solche Menschen.“

Die Straße ist enger geworden, es hatte geregnet. Tobias muss sich konzentrieren, obgleich er hier jeden Winkel kennt. Er spürt, wie M in eine andere Welt eintaucht. Vorher war er nicht sicher, ob die Mani die richtige Entscheidung war. Jetzt wittert er Chancen. Er mag Menschen, die hier nicht nur nach dem sonnigen Wetter suchen sondern sich auf Geheimnisse einlassen, die dieser Finger des Peloponnes in so vielfältiger Weise bereit hält.

„Ich mache dir einen Vorschlag,“ wendet er sich an M. Ich kenne oben in einem Dorf einen alten Manioten, einen Lehrer, der bereits in Rente ist. Er kennt hier alle und alles und kann dir die verrücktesten Sachen erzählen. Für wenig Geld kann er uns durch die Mani führen, wenn du willst.“ M ist spontan begeistert. Die näher rückenden Felswände des Taigetos berühren das Baum bestandene Tal fast wie in einer Schlucht. Wolken ziehen darüber, und aus den grünen Sträuchern ziehen dampfende Nebelschwaden über den Fahrweg. Sie sind allein auf dieser Straße auf dem Weg in die Einsamkeit. Tobias fährt fort: „Nikos, unser Lehrer pflegt zu sagen, er kenne 7000 Menschen. So viele Manioten gibt es angeblich hier. Es gibt noch ein paar mehr, aber die kennt er nicht. Das sind Zugezogene oder Aussteiger oder einige Sommergäste aus den Städten, die hier Abenteuer suchen und im Schatten der wilden Fantasien leben wollen.“

Nach kurzer Zeit bremst Tobias. Er muss sich genau vergewissern, um den kleinen Steg nicht zu übersehen, der links von der Straße zwischen Bambusgräsern über einen Entwässerungsgraben auf ein weites Feld führt. Da biegt er nun ein, und das Auto bleibt beinahe in einer großen Pfütze stecken, die sich am Ende des Stegs gebildet hat. Sie fahren über einen kaum befestigten Feldweg, Schlaglöcher schütteln sie. Vor ihnen weiten sich Felder mit Weinstöcken, Mandelbäume leuchten, in der weiteren Ferne Orangenhaine. Das Land ist intensiv kultiviert, jetzt im Frühjahr eine herrliche Gartenpracht. Das Gras ist saftig und voller kräftig blühenden Blumen. Die Berge und Hügel ziehen sich zurück und lassen einem weiten flachen Landstrich voller Farben immer mehr Platz.

Langsam ruckeln sie mit dem Auto vorwärts und sehen den heller werdenden Silberstreif am Horizont vor sich. „Siehst du die Häuser da vorne? Da werden wir wohnen, Gleich haben wir es geschafft. Hinter den hohen Bäumen liegt bereits das Meer.“ Tobias stimmt ihn auf ein Paradies am Fuße der Mani ein. „Es gibt hier paar Höfe, etwas Landschaft und ein paar Sommerhäuser, die vor allem Athenern gehören. Aber die sind jetzt noch nicht hier. Wir dürften so ziemlich die einzigen Gäste im Garten Eden sein. Man nennt diesen Flecken Vathi, aber du wirst kein Ortsschild finden. Unser Gastgeber heißt Kostas, seine Frau ist Maria. Eigentlich sind sie Bauern entlang der herrlichen Sandbucht, die sie die Egialosbucht nennen, ihr Nachname. Sie haben um ihren Hof schöne Apartmenthäuser gebaut. Da werden wir inmitten der Orangenbäume wohnen.“

M ist begeistert. So hat er sich Ferien vorgestellt. Komfort, eine bezaubernd farbige Natur um sich, Blicke auf hohe Berge, die noch Schnee auf ihren Gipfeln tragen, eine weite Bucht mit feinem Sand und dem ruhigen Meer kaum hundert Meter hinter Bäumen versteckt, kläffende Hunde zur Begrüßung, freundliche Wirtsleute, die mit frischem Weißwein begrüßen. Sie richten sich schnell in ihren schönen neuen Häusern ein, genießen die aufziehende Abendsonne, lassen sich das von Maria zubereitete Abendessen schmecken und spüren, wie Ruhe und Erholung durch den Körper ins Gehirn einziehen. Eigentlich kann man hier gut

und gern eine Woche einfach nur faul die Zeit verbringen, denkt M, der das einfache Landleben überaus zu schätzen weiß, wenn es die Annehmlichkeiten für den Alltag großzügig bereit hält. Auf der anderen Seite ist seine Neugier geweckt. Das Gespräch mit den Männern im Kaffenion geht ihm durch den Kopf, was für eigenartige Menschen. Er will Nikos kennen lernen, will wissen, was dieses abgeschiedene Land ihm erzählen kann.

Am nächsten Tag ist der Himmel leer geputzt von jeder Wolke. Gleißendes Licht vereint Himmel und Meer, als er nach dem Frühstück einen Spaziergang entlang der Sandbucht macht. Der Sand ist schon warm, und er hat sich die Schuhe ausgezogen, stapft allein entlang der lang gezogenen Bucht durch den schon warmen Sand. Manchmal hört er das Bellen der Hunde hinter den Büschen und Bäumen, die das Wasser von den Feldern hinter niedrigen Dünen trennen. Er wadet durch ein Rinnsal eines Flusses, das mit seichter Strömung in das weite silbern blinzelnde Meer strömt. Am Ende der Bucht steigen dicht bewachsene Hügel an. Er weiß, dahinter liegt das Städtchen Mavrovouniou vor den Toren von Gythion. Er könnte dorthin sicher eine kleine Wanderung machen durch Sonne, frische Luft und unter dem strahlenden Himmel Griechenlands. Aber es zieht ihn auf die andere Seite, rein in die Mani. Die türmt ihre schroffen Felsen und Gebirge nur verdeckt und fast harmlos bis zu dieser Bucht. Leer ist alles und prachtvoll gegliedert in überraschenden Kleinteiligkeiten. Doch vor den Bergen liegt hier die fruchtbare Ebene mit dem weiten Meer und dämpft die Vorstellungen von Wildheit und Unzugänglichkeit. Es ist richtig, denkt M, mit Nikos auf Entdeckung zu gehen. Hier braucht man einen roten Faden.

Mitten auf dem breiten Sandstrand legt er sich auf den Rücken, Arme und Beine von sich gestreckt und die Augen geschlossen. Wann hat er völlig entspannt allen Blicken entzogen so einfach auf der Erde gelegen? Er weiß es nicht, vielleicht in seinen Kinderjahren. Schleier von Erinnerungen ziehen durch den Kopf und lösen sich auf in dem Wohlgefühl der strahlenden Sonne. Er schläft ein ohne Träume und wird erst nach einer Stunde wieder wach, weil der nun erhitzte Sand seine Haut zum Schwitzen gebracht hat. Er springt auf, schaut weit nach allen Seiten und bestätigt sich, ganz allein zu sein. Leichten Schrittes stampft er durch den Sand und ist in schon wenigen Minuten auf dem festen Rasen vor seinem Bungalow.

Maria und Kostas winken ihm, er möge zum Essen kommen. Tobias sitzt in der Stube bereits am Tisch und schnell wird ihm ein Glas kühler weißer Wein eingeschenkt. Es gibt in Öl gegarte Paprika und Tomaten mit Kartoffeln und ein Stück geschmortes Lammfleisch mit viel Thymian und Oregano. Eine große Karaffe Wasser steht auf dem Tisch und auch eine kleine Flasche Ouzo. Maria fragt ihn aus, ob er verheiratet sei und Kinder habe. M verneint lächelnd. Aber sicher habe er noch Brüder und Schwestern. Auch das muss M verneinen. „Leben noch die Eltern?“ fragt Maria. Da schaut M traurig aus, weil er antworten muss: „Die sind leider auch schon beide tot.“ Einen Augenblick bleibt es still. Tobias sagt ihm, das sei nun mal immer so, zuerst werde hier immer sehr genau nach der Familie gefragt. Kostas übernimmt das Gespräch, schimpft auf die Zustände in Griechenland, verflucht die Ausblutung des Landes und erzählt, wie schlau er es gemacht habe, in der völlig chaotischen Lage der Verwaltung ein gutes Schnäppchen beim Kauf eines Feldes mit Ölbäumen gemacht zu haben.

Kurz nach dem Essen verabschieden sich alle zur Siesta. Maria schlürft in die Küche, die drei Männer trinken noch einen Verdauungsschnaps. „Diese

Mittagsstunden sind heilig. Schlafen oder Lesen ist das Beste, was man jetzt machen kann," meint Tobias. M lächelt, da er doch gerade geschlafen hatte. Aber er ist schon wieder müde und folgt gerne dem Rat, sich hinzulegen. „Das Geheimnis der warmen Tage am Mittelmeer," gibt er zurück, „ist das tiefe Durchatmen in der Mittagszeit. Ich glaube, hier kann ich hundertmal mehr schlafen als zu Hause.“

Nikos lernt er gleich am Abend des ersten Ferientages kennen. Tobias hatte vorgeschlagen, ihn in seinem Dorf zu besuchen und mit ihm im Ort in einer urigen Taverne das Abendessen einzunehmen. Das Land glänzte im späten Nachmittagssonnenlicht. Zur Linken das blaue Meer, zur Rechten die schroffe Felsenlandschaft. Nach über eine Stunde dann das inzwischen lange ersehnte Wort von Tobias: „Gleich haben wir es geschafft.“ Da waren sie über eine kleine Schotterstraße mit dem Auto den steilen Berghang in engen Kehren und unendlichen Kurven in die Höhe geklettert. Unten breitete sich immer weiter die glitzernde See aus, stumm und lächelnd. Geröll und Felsblöcken bedeckten den Hang des Massivs, das sie erklimmen hatten. Die Sonne warf lange Schatten und belebte die Steine in rötlichen und braunen Färbungen zum Leuchten. Gut 800 Meter waren sie durch die Steinlandschaft in die Höhe gestiegen, in der Dornengebüsch und die ewige Macchia sich duster an die Felsen schmiegen. Tobias wies auf den näher kommenden Kirchturm mit ein paar Häusern auf einem kleinen Hangplateau unterhalb des Bergkamms hin. „Da liegt unser Dorf, da wollen wir hin.“

M löste sich ein wenig aus seiner inneren Verkrampfung. Er war froh,, einen so gut gelaunten, geduldigen und sicheren Fahrer als Begleiter zu haben. Er fühlte sich durchgeschüttelt, gerädert, saß erstarrt auf dem Beifahrersitz mit überspannter ängstlicher Wachheit seiner Augen und erlebte sich wie auf einer Entführung an das Ende der Welt, in der nichts mehr von dem galt, was sonst in seinem bisherigen Leben um ihn war. Es ging nur langsam voran, doch er klammerte sich daran, dass der Motor nicht aussetzte, die Räder in den Spuren des Weges blieben. Hier eine Panne, ein Unglück gar, es wäre gar nicht auszudenken. M war auf der Fahrt nach hier oben sprachlos geworden. Hier war nichts zu gewinnen. Hier gab es nur den einzigen Imperativ: Überlebe! M ahnte, in eine Welt zu fahren, die ihm nicht gehört, in der er nichts zu sagen hat.

Sie waren anfangs noch durch winzige Dörfer gefahren, als der steile Berg begann. Kamares am Meer war noch wie ein Städtchen der Sommerfrische. Ab Dichoba wurde die Straße enger und steiniger, der Berg zog sie an sich. In Elia kreuzten sie noch einmal eine Straße mit asphaltiertem Belag. Dann ging es steil nach oben durch Drasopigi, vorbei an einem Kloster, das dunkel in eine Bergspalte geduckt war. Da wollte Tobias wieder über die byzantinische Zeit erzählen, aber M, gebannt in der Gegenwart, hörte nicht zu. Sie waren nun mitten im Gebirge, bis Tobias endlich auf ihr Ziel wies, das sie erreichen wollten. „Das Dorf heißt Chimara. Von dort aus geht es ins Herz der Mani, wo kein Mensch mehr lebt. Im Chimara ist Nikos zu Hause.“ Die Wildnis aus grauen Felszacken rückt den Augen immer näher. Spalten fallen dunkel senkrecht in Canyons. Unbelebt um sie eine Welt aus Geröll und Kanten. Feinselig ihr Anblick, abweisend wie ein toter, doch gewalttätiger Planet. Die Erlösung ist das Dorf vor ihnen.

Noch eine Wende und dann die letzte scharfe Kurve. Sie haben wieder festen Belag unter den Rädern, der Anstieg wird flacher. Vorbei an ein paar Steinhütten

kommen sie schnell auf das Plateau. Eine Kirche, eine kleine Schule und ein Gasthaus umgeben einen Platz. „Wie in einem Adlernest“ wollen die lächelnden Augen von Tobias sagen, als er aussteigt, um M fast brüderlich an den Arm zu fassen. Stolz streckt er sich und zeigt ihm mit ausladender Geste die grandiose Aussicht von diesem Platz aus. Und in der Tat: Zum Meer hin neigt sich der weite Bergrücken wie ein kompakter Koloss im milden Licht der späten Sonne. Kaum gibt er seine Narben und wüsten Klüfte preis, verbirgt gnädig seine Seele mordende Unwirtlichkeit. Ganz unten breit und silbern funkelnd dehnt sich das riesige Meer, ein Teppich der Unschuld mit großer einladender Ruhe. Kein Zweifel, der mühsame Aufstieg wird belohnt mit fantastischer Bildhaftigkeit eines unberührten Paradieses.

Im Gasthaus ist es verraucht und eng. Um einen großen runden Tisch sitzen alte Männer, mitten unter ihnen ein Pope mit langem Bart und einer schwarzen Robe, die fast so alt zu sein scheint wie sein Träger. Das laute Gemurmel erlischt prompt, als Tobias und M im Lokal erscheinen. Die Blicke erfassen sofort die Fremden. Tobias grüßt lächelnd in die dustere Stille, M bleibt unsicher hinter ihm. Die Szene löst sich schnell auf. Ein kleiner alter Mann mit drahtiger Figur, vollen grauen Haaren, schmuddeliger Jacke über einem karierten Wollhemd, erhebt sich und tritt mit wenigen stolzen Schritten Tobias entgegen, umarmt ihn, klopft ihm freundschaftlich auf den Rücken, fasst ihn dann grade stehend fest ins Auge und heißt ihn herzlich willkommen. Soft löst sich die starre düstere Erwartung am Tisch. Sie tuscheln, die Augen blitzen stolz, sie demonstrieren ihre Wichtigkeit. Der Pope schlägt ein Kreuz und sitzt erwartungsvoll mit durchgedrücktem Rücken auf seinem Stuhl inmitten seiner Getreuen.

Der kleine alte Mann stellt sich zwischen Tobias und M, greift deren Hände und wendet sich an seine Tischfreunde: „Ein alter Freund ist gekommen. Er bringt einen Gast mit, der die Mani kennenlernen möchte, uns Manioten. Wir achten sie, wir werden sie schützen, sie genießen unser Gastrecht.“ Ein Mann hinter dem Tresen hat schon Flasche und Gläser in der Hand und kommt schnell aus seiner Ecke zu den dreien, verteilt die Gläser und schenkt den Ouzo randvoll ein. Um den Tisch herum sind sie nun alle aufgestanden, alle reden durcheinander, miteinander, lächeln, sind voller Freude, haben die Gläser und fallen schließlich wie im Takt in ein kräftiges Jamas ein, leeren ihre Gläser in einem Schluck und kehren zurück in den Stolz ihrer ewigen heftigen Gespräche.

Um Einiges entfernt von dem großen Tisch der Einheimischen gibt es im Schankraum an dem Panoramafenster mit dem Blick ins tiefe Tal noch einen kleinen Tisch. An den führt der alte Mann seine Gäste. Mit flinken Bewegungen ist der Kellner emsig beschäftigt, ihn für ein fülliges Gastmahl herzurichten. M bleibt etwas steif auf seinem ihm zugewiesenen Stuhl sitzen. Er ist nicht Herr der Lage, versteht die Sprache nicht, kennt nicht die Regeln. Vollständig auf seine Brücke Tobias angewiesen, ist ihm seine eigene Stellung etwas unbehaglich. Auf der anderen Seite fühlt er sich aufgewertet, wie vor ihm die Speisen aufgetragen werden, wie sich der Tisch mit dampfenden Tellern und Schalen füllt, dazu den offenen Kupferkannen mit goldenem Wein und den Karaffen mit kühlem Wasser. Schnell wird klar, ihr Gastgeber, dieser alte drahtige Mann neben ihm, ist der Lehrer Niko, über den ihm Tobias schon so viel erzählt hatte. M registriert, wie sich in seinem Inneren sofort Vertrauen in diesen Mann aufbaut, zugleich aber auch fremdes Erstaunen, wie sicher dieser Mann die Herrschaft über ihn an sich gezogen hat.

Mit Tobias tauscht Niko ein paar förmliche Dinge aus, freundlich in gegenseitiger Hochachtung. Die Gastfreundschaft wird zelebriert und nach den örtlichen Gepflogenheiten vollzogen. Dazu gehört auch, dass sie diese Nacht hier oben verbringen werden. Die Bettstellen würden bereits vorbereitet, und alles sei einfach aber gut. M erinnert sich an die Empfehlung von Tobias, ohne Gastgeschenke die Freundschaft zu beginnen, aber nach ihrem Genuss mit einem großzügigen Geschenk zu bekräftigen. M fällt zwar im Augenblick nichts Adäquates ein, nimmt sich aber vor, es an Großzügigkeit nicht missen zu lassen. Er mag das freundliche Mienenspiel dieses lebhaften neuen Freundes, sein entspanntes Lächeln, aber auch die schnellen Reaktionen bei klaren, offensichtlich nicht zu hinterfragenden Aussagen. Obgleich Politik jetzt ganz weit weg ist, empfindet M Niko als eine Person, die nachahmenswerte Formen des Ausdrucks beherrscht, wie sie der Selbstsicherheit eines Politikers gut zu Gesicht stehen.

„Wir leben hier an einem Tor zur inneren Mani,“ erzählt Niko beim Essen, „und ich werde euch morgen in ihren Palast führen.“ Die Stimme lässt Ehrfurcht anklingen, wenngleich Niko mit seinen Formulierungen eine gewisse Ironie zu erzeugen versucht, die er den Fremden schuldig zu sein glaubt, die den Palast durcheilen werden, ohne seine Geheimnisse wirklich verstehen zu können. „Ich freue mich, dass ihr uns besucht, und es ist mir eine große Ehre, euch führen zu dürfen. Aber ich bin ehrlich, ich bin hier nur Lehrer gewesen. Ich kenne die Männer, denen ich Lesen und Schreiben beigebracht habe, aber ich habe nie so entschieden nach den Gesetzen gelebt, die sie sich gegeben haben, denen sie sich gegen alle anderen Gesetze unterworfen haben. Die mächtige Natur der Steine hat sich hier alles untergeordnet, auch die Menschen. Sie sind voller Leidenschaften. Soweit sie hier zu Haus waren, soweit sie hier noch zu Hause sind, gehören sie nur sich selbst und dulden keinen neben sich, der über sie richtet. Es gibt keine Herrscher über die Manioten, es gibt aber auch keine Herrschaft der Manioten. Jeder Maniote herrscht über sich, darauf bedacht, nicht schwächer zu sein als der Nachbar neben ihm.“

Es wird an dem kleinen Tisch viel gegessen und viel getrunken. M spürt, wie die Lust steigt zuzuhören und das Geschick sinkt, in gut artikulierten Sätzen, zum Gespräch beizutragen. Er ist fast ein wenig beschämt, diese Wirkung überhaupt nicht bei Niko zu registrieren, der mindestens ebenso beherzt dem Wein zuspricht, aber in immer glänzender Rede zu erzählen versteht, wie fantastisch einmalig die Welt sei, in die er seine Freunde einzuführen gedenke. „Hier ist alles ehrenwert, hier ist alles voller nie endender Tradition, hier ist alles geheimnisvoll und alles anders, wie wir uns Europa denken.“ Niko liebt das Pathos seiner kleinen Lebenswelt, kann aber auch blitzschnell in Betrachtungen über die Zustände des größeren Ganzen wechseln, von denen er behauptet, sie müssten M als Politiker bekümmern, um dann ebenso schnell in Beschreibungen der Berge und Schluchten vor der Haustüre überzugehen und lokale Anekdoten zu erzählen. Während der Wein sanft das Gehirn durchspült, das Empfinden von Leichtigkeit und fröhlicher Geselligkeit steigert, bewundert M die offensichtliche Professionalität und Konzentration, mit der Niko seine Gastgeberpflichten als Unterhalter und Geschichtenerzähler erfüllt. Das ist wirklich ein Mordskerl, denkt M, und hängt fasziniert lauschend an den Lippen dieses beredten Mannes.

Natürlich, so erfährt M, sind die Manioten ursprünglich Lakedämonier, Spartaner und ihre Nachkommen. In der engen und unzugänglichen Felsenwelt haben sie sich bis heute erhalten und führen ihre Lebensgewohnheiten auf die Ursprünge

der Antike zurück. Auch viele Byzantiner hätten sich auf die Mani abgesetzt und mit den Spartanern vermischt. Aber die bizarre Steinwelt, in der sie leben, ist umspült vom blauen Meer. Zu allen Zeiten fuhren die Schiffe um diese Halbinsel. Was die Manioten in ihrer kleinen kargen Welt nicht fanden, holten sie sich vom Meer. Sie waren begnadete Piraten. Sie kaperten nicht nur die Waren der Schiff, und einige Familien brachten es auf diese Weise zu beachtlichem Reichtum. Sie kaperten auch die Menschen, und eigentlich ist die kleine Mani ein aus vielen Ländern und Stämmen zusammen gewürfeltes Völkchen geworden. Es habe auch Sklavenmärkte gegeben, wo die gekaperten Gefangenen feilgeboten wurden. Berber seien auf diese Weise eingeschleust worden, Nordafrikaner, aber auch Türken, Albaner, Slawen und Venezianer. „Ich werde euch morgen nach Aeropolis führen, der eigentlichen Hauptstadt der Mani. Da werdet ihr sehen, wie die Spuren dieser Vermischungen in Stein gehauen sind. Und achtet auf die Haut der Menschen, wie unterschiedlich sie gefärbt ist.“

Es kann geschehen, erzählte Niko, dass ihr unten am Meer in einem kleinen Dorf im Kafenion sitzt und einem Fischer zuschaut, wie er seine Fischreuse aus gespaltenem Schilfrohr und Kordeln flicht. Ihr geht auf ihn zu, bietet ihm ein Glas Ouzo an, und er fängt an zu erzählen über seine Familie, über seine Vorfahren und schließlich über seine Abstammung. Da werdet ihr viel über unendliche Kämpfe zwischen Familien erfahren, über Blutrache, über die Klagelieder, über die Macht der steinernen Türme, über das nie endende Gedächtnis, wie alles mit allem zusammen hängt, und er wird schließlich mit voller Überzeugung offenbaren können, dass seine Familie zurück geht auf Konstantin XI. oder Michael VIII., den Paläologen des byzantinischen Mistra, oder auf Alexios Komnenos Basileos, den Bulgarentöter, oder von Leon dem Isaurier oder von Theodosius oder von Konstantin dem Großen. „So jedenfalls sagt man,“ wird der Fischer erzählen, und es komme letztendlich auch gar nicht so an, wer wirklich am Anfang steht. Wichtig sei nur, dass Größe und Weltgeschichte das eigene Leben präge. Niko wechselte wieder in einen anderen Modus der Rede und fing an zu erzählen: „Es war einmal in einem fernen Land, da lebte ein armer Fischer mit seiner Frau. Eines Tages klopft ein fremder Gast an der Tür und bittet um einen Almosen. Das alte Paar gibt dem Fremden zu essen und zu trinken.....“ „Nicht doch“, unterbrach ihn M. „So beginnen bei uns alle Märchen.“

„Du hast recht,“ sagte Niko. „Tatsächlich gibt es hier über Jahrhunderte keine Aufzeichnungen. Die Menschen erzählen sich die Geschichten und die Geschichte. Oft sind sie dabei so heftig, so voller Inbrunst, dass wir annehmen müssen, sie sind der Wahrheit näher als alle Geschichtsdokumente, die wir über andere Länder haben. Viele Menschen konnten bis vor Kurzem nicht lesen und nicht schreiben. Aber nur der wird als Mensch in der Mani ernst genommen, der die geerbten Geschichten genau weiter zu geben versteht, der die Klagelieder im richtigen Versmaß zu singen versteht, der von sich überzeugt sein darf, nur in der Wahrheit zu leben.“

So gebannt M zuhörte, so sicher war er, dass er tatsächlich vollständig fremd in dieser Maniotenwelt bleiben würde. Er hatte keine Geschichte seiner Familie zu erzählen, wusste von keinen Stammbäumen, die ihn mit den großen Epochen der Geschichte verband. Vielleicht würde man irgendwann von ihm erwarten, über sich und seine Lebenslinien zur Vergangenheit zu erzählen. Es würde keine Wahrheit geben, die ihn als Mensch auszeichnen würde. Für ihn bliebe wohl nur Kopfschütteln und ein Hauch von Mitleid angesichts der Tatsache, dass er ihnen nur sagen könne, er komme aus dem Nichts.

Tobias, der Niko so gut kannte und durch ihn die Mani, drängte schließlich zum Aufbruch und zur strikten Nachtruhe. Der nächste Tag müsse früh beginnen, beanspruche gute Kondition und viel Aufmerksamkeit und werde dem Auto auf schlechten Straßen viel Einsatz und Geduld abfordern. Tatsächlich brachen die drei gegen 7.00 Uhr in der Früh auf, als die Sonne schon mit kräftigen Strahlen weit über das Meer zu ihren Füßen gestiegen war. Über ihnen lag nun der Berggrat, über den sie fahren mussten, wie im Scheinwerferlicht, zerklüftet und abweisend. Bis hinüber nach Aeropolis waren es nur 12 Kilometer, aber sie würden kaum schneller als ein Esel über die zerfurchte Schotterstraße mit ihren Atem beraubenden Hangstürzen und vielen engsten Kurven voran kommen. M hielt sich tapfer. Er war überzeugt, den schlimmsten Herausforderungen gewachsen zu sein und hielt es nicht für übertrieben, sich bald für einen Besuch in einem Astronautencamp anzumelden, in dem das Leben auf dem Mond oder dem Mars simuliert wird. Seinem politischen Image werde so ein Besuch nicht schaden, und es wäre ein Vorteil, wenn er in einer kurzen Rede glaubhaft Bilder unterbringen würde, die er hier erlebt hat. Wie auch immer er hier neben Tobias, der das Auto fuhr, durchgeschüttelt wurde, wie der Atem stockte, wenn der Straßenweg ohne Seitenbefestigung im steilen Hang zerfrante, war er bestens unterhalten durch Niko, der auf der Rückbank sitzend unbeeindruckt von den Fahrtwidrigkeiten in aller Seelenruhe über die Felsensäulen erzählte, die alle ihre eigenen Geschichten zu haben schienen, in denen sich die Mythen der Götter ebenso verewigt hatten wie die ungezählten Helden aus der Vergangenheit bis in die noch geltende Gegenwart.

Oben auf fast 1200 Metern Höhe angekommen machten sie eine kurze Rast. Eine grandiose Aussicht nach allen Seiten öffnet eine Welt voller archaischer Schönheit mit abweisender Härte. Steil streckt sich der Bergrücken des Taigetos nach Norden, mit wachsenden Höhen bis zum Schnee bedeckten Gipfel des Propheten Elias. Von dort wandert der Blick nach Osten über die Ebene von Lakonien und dem zur Küste fallenden Hügeland bis in die Lakonische Bucht weit über das Meer zum breiten Bergrücken des östlichen Fingers der Peloponnes. Im gleißenden Gegenlicht der Sonne ragt der Felsen von Monemwasia aus dem Meer. Doch dann zu Füßen nach Süden liegt das Felsenmeer der inneren Mani, ein Gerippe der Steinwüste, bizarr und Furcht einflössend wie in brodelnder Vulkan aus grauen Steinen. Zum Westen hin wird diese Wüste durch einen Höhenzug gerahmt, etwas grüner und freundlicher grüßend in die Ferne, hinter der sich das jonische Meer breit und tintigblau in die Unendlichkeit streckt.

M tritt ein paar Schritte über die Steine auf einen Vorsprung hinaus und setzt sich, den Blick nach Süden vor das Panorama einer Schüssel, die wie das Inferno aus Klippen, Schluchten und Felskanten ist. Er setzt sich ein paar Schritten von Niko und Tobias ab, die vertieft in Gesprächen allein bleiben. Ein unbelebtes Land mit urtümlichen Kräften, irrwitzig zerklüftet, nur selten durch Geröehalden gemildert in seiner bizarren Wildheit, ein Land, in dem Palisander aus grauen harten Steinen jeden Zugang versperren. Die Sonne ist schon hoch gestiegen und hüllt alles in gleißendes Licht, lässt das Steinmeer gleißend metallisch unbezähmbar leuchten. Nur in den nackten Canyons bleibt das Land dunkelschattig duster.

Der Platz, den sich M ausgesucht hat, ist fast wie eine Oase in der Wüste. Wenige Gräser und drahtige bunte Blumen recken sich aus den Steinspalten, jetzt im April in atemberaubender Frische. Neben ihm wächst sogar, nicht gerade

üppig, ein Feigenbaum und breitet seine Schatten bis nahe an ihn aus. „Setz dich nie in den Schatten eines Feigenbaums“, hatte Niko im Auto gesagt, „denn die Schatten sind schwer.“ M hatte nicht gefragt, warum das so sei. Jetzt hat er die Deutung für sich. Die Schatten verbannen dich in schlechte Träume. Die Müdigkeit nach dem wilden Aufstieg spürt er in den Knochen.

Nachts ist alles schwarz, eine Finsternis, in der die Fledermäuse wach sind. Dann entfaltet das felsige Massiv seine Kräfte und offenbart denen, die dafür empfänglich sind, geheimnisvolle Ursprünge und elementare Zusammenhänge des Lebens. Der Kosmos hat hier einen Brennpunkt, in dem die Energien gedrückt sind, aus denen M geformt ist. M ist sich sicher, seinem Rätsel näher zu sein. Hier hausen die Götter, die er nicht kennt. Von hier kommen Menschen, die ihn tiefer berühren als die, mit denen er seine Künste um Geltung teilt. Hier liegt vor ihm ein Urstromtal, dessen Quellen sein völlig entferntes Leben speisen, sich über irdische Vermittler bis in seinen Alltag in Wahrheiten sagenden Strömen ergießen.

Die Geschichte geht M durch den Kopf, die Niko soeben im Auto erzählt hatten, als sie sich unendlich lange den Berg hinauf gequält hatten. Niko wollte ihnen illustrieren, wie archaisch hart und brutal das Leben in der Mani sein könne, dass die Blutrache dazu gehöre. Es sei kaum eine Generation her, so hatte Niko erzählt, als in einem kleinen Dorf auf einem der Steinrücken der inneren Mani ein junger Mann, aufgehetzt von seiner Mutter, nach seiner Heirat bei der Auszahlung der Mitgift übers Ohr gehauen in das Haus seines Schwiegervaters eingedrungen sei und diesen getötet habe. Er wurde sofort gefasst und ins Gefängnis gesteckt. Seine Ehefrau, bereits schwanger, sei daraufhin zu ihrem Schwiegervater gezogen und habe ihn vor der Haustür gestellt und ihm mit der Axt den Kopf vom Rumpf abgeschlagen. Den Kopf habe sie in weitem Bogen den steilen Abhang vor dem Haus hinab geschleudert. Natürlich habe sie gewusst, dass auch sie ins Gefängnis geworfen würde. Aber sie hätte es der Blutrache wegen tun müssen.

Es war schon fast Mittag geworden, als sie endlich den steinigen Feldweg verlassen konnten, um auf die breite asphaltierte Straße einbiegen zu können, die am westlichen Rand der Mani bis runter an Kap führte. Sie waren nun auf einem weiten Bergrücken, fast wie eine Hochebene geformt, mit kleinen kargen Feldern, die zu dieser Zeit im saftigen Grün standen, umhegt mit aus Steinen geschichteten Mauern, die vor dem Wind schützten und die Grenzen des Besitzes unmissverständlich markierten. Nur noch gut zwei Kilometer waren es bis Arepoli, die Stadt, die nach dem Kriegsgott genannt ist, eine kleine längliche Stadt, deren Dächer und Türme ihnen nun immer näher rückten.

Hier hatte Niko in der Schule unterrichtet, und er wusste alles über die Stadt und ihre 2000 Bewohner. So uralt alles hier oben wirkt, so überschaubar ist das Alter der Stadt, wie sie heute aussieht. Die Häuser sind in den letzten 200 Jahren gebaut worden, wenngleich ihre Steine schon über Jahrhunderte verarbeitet wurden, in den Mauern um die Gärten oder für Häuser, die es nicht mehr gibt. Sie fahren den kurzen Weg in die Stadtmitte auf den Marktplatz und parken vor dem ehrwürdigen Denkmal des Freiheitskämpfers Petros Mavromichalis, der überall auf der Mani wie ein Heiliger angebetet wird. Auch Nikos Stimme wird ganz weich, wenn er über ihn erzählt. Denn dieser kämpfende Guerillastratege nahm das Heft des Handelns in die Hand und begann von diesem Städtchen aus 1821 den Aufstand gegen die Türken, eroberte von ihnen den Peleponnes, was

ihn schließlich als Bey der Mani bis nach Athen in einem von den Türken befreiten Griechenland brachte. Niko vergaß nicht zuzufügen, dass die Mavromichalis seit Jahrhunderten in dieser Stadt gewohnt und in mächtigen Wohntürmen gehaust hätten.

Sie warfen noch einen Blick auf die gegenüberliegende Taxiarchen-Kirche. Hier hatten die Freiheitskrieger gleich zu Beginn ihres großen Krieges die Fahne der Mani mit dem blauen Kreuz gehisst, die damals noch die Losung enthielt: Sieg oder Tod. Um den Marktplatz und in den kleinen Gassen herrschte geschäftiges Treiben, und viele Menschen hatten die dunkle Hautfarbe, die sich über die lange Geschichte von Zuflucht und Piraterien herausgebildet hatte. M erschien es, als hätten sich alle Menschen aus den unsichtbaren Flecken und Einöden der Steinwüsten hierher geflüchtet. Denn hier auf der Hochebene gaben Olivenbäume und Zypressen etwas Schatten und gegen die erbarmungslose Hitze der nunmehr schon hochstehenden Sonne schützte ein gleichmäßig wehender Wind. Die drei sitzen im Kafention, in dem wieder nur Männer die Zeit vertreiben. Sie sind kleinwüchsig, haben pechschwarze dichte Haaren, kräftige buschige Augenbrauen und fast alle den drahtigen, fast glänzenden Schnuttbart. Sie sehen finster aus, doch M erkennt ihre wachen, hin und her taxierenden Augen und hält den Atem an, wenn er überlegt, welche Gedanken sich in deren Köpfen zusammenbrauen. Tobias flüstert ihm zu: „Das sind die Männer mit dem bösen Blick, wie man so sagt.“ M fühlt sich von diesen Blicken angezogen, die Strenge und das Misstrauen in ihnen, die ihm etwas sagen wollen über ein Jahrhunderte altes Leben in der abgeschiedenen Wildnis der Steine. Doch wie könnte er sich ihren Erfahrungen und Gedanken nähern? Als würde ihm der Wind aus den Segeln genommen, lächelten die Männer auf einmal, verwandelten sich in Freundlichkeit, grüßten und nannten die Fremden willkommen, was in Städten ganz unüblich ist, da zunächst die Gäste zu grüßen haben.

Es gab neben der Kirche am Markt noch weitere Kirchen, Kathedralen genannt, aber kleiner als eine Dorfkirche, alle umgeben von Maulbeerbäumen. Tobias kannte sie alle, wusste er doch genau, wie das Byzantinische Reich seine Kirchenbaukunst bis in die tiefsten Winkel des Landes getrieben hatte. Seine Führung ging durch die Hauptkirche. Ihre Wände waren weiß gekalkt, hatten keine Fresken mehr, allerdings allerlei zierende Ornamentik. Als Krönung hatte sie wie alle anderen Kirchen in dieser Gegend die erhabene Majolikuppel, die sich über einem Rand aus Pilastern und Bögen erhob. Was von außen so schlicht erschien, entfaltete im Inneren gediegene Kunst. M ließ sich von Tobias den Stuckfries erklären, der die zart gerippte Apsis einfasste. Ihm wurden die Sinne für das Spiel der Farben geöffnet, die vom leuchtenden Gelb zum tiefen Rot über grünes Blattwerk bis zu den blaugrauen Farben der Säulen einer Kolonnade mit Feldern im aprikosenorange. Über dem Haupteingang fanden sie ein rätselhaftes Relief. In ihm waren gelbe, schwarze und grüne Felder hervorgehoben mit Rosen, Blättern und Sonnen wie aus einem Kinderbilderbuch. Dahinter gab es zwei Engel, der eine in weiten Ärmeln, der andere in kniehohen Stiefeln und in einer Rüstung. Zwischen ihnen hielten zwei Löwen einen Schild, auf dem nur mühsam ein Doppeladler mit Heiligenschein zu erkennen war. Darüber war noch eine Kaiserkrone zu erkennen, die Symbolik von Byzanz und der orthodoxen Kirche, geschaffen im Jahr 1798, wie ein Schriftband unter dem Relief verkündete. „Wie das alles zusammen gehört, ist bis heute ein Rätsel“, gab Tobias zu denken. Und auch Niko konnte nur die Schultern hochziehen und blieb ohne Kommentar. Neben der Kirche war dieser Kuppel ein leuchtend weißer Glockenturm zur Seite gestellt. Gegen den leuchtend blauen Himmel strahlte er

über die Maße große Freundlichkeit aus, ein Lächeln über die stämmige Öde, in die er gestellt war.

„Du musst wissen“, erzählte Niko mit einem gewissen Stolz, „dass die Mani wegen ihrer Abgeschlossenheit und abschreckenden Schroffheit nie von irgendwelchen fremden Mächten erobert oder beherrscht werden konnte, wie es sonst in Griechenland seit den Römern stets der Fall gewesen ist. Von den alten griechischen Göttern wurden die Manioten erst sehr spät im 10. Jahrhundert durch die byzantinischen Mönche zum Christenglauben bekehrt. Diese besondere Lage führte zu einem ständigen Zustrom von Menschen, die hierher flohen oder hierher verschleppt wurden. Doch der Lebensraum zwischen den Felsen und Agaven mit den minimalen Flächen für die Landwirtschaft reichte selten für alle Menschen aus. Man war auf die Piraterie auf den Meeren angewiesen, und im Inneren gab es ununterbrochen Fehden zwischen Dörfern und Familien. Aus den Sippen entstanden die Clans, die untereinander über Jahrhunderte hinweg blutige Kleinkriege führten. Das Einzige, was die Menschen einen konnte, war die Verteidigung gegen Eindringlinge. Die Gewehre fanden nur zusammen, wenn es Feinde von außen zu schlagen galt. Man sagt, die Piraterie habe weniger den Schätzen oder der Ernährung gedient. Sie sei vor allem für die Eroberung des Holzes zur Blüte gelangt. Denn auf der Mani gibt es kein Holz. Es konnte aber ohne Holz kein Kalk gebrannt werden, der notwendig für den ehrgeizigen Bau der Wohntürme ist. Die hohen Wohntürme sind also die sichtbare Antwort, wer wie erfolgreich beim Kapern der Schiffe gewesen ist.“

Die Wohntürme sollten am übernächsten Tag auf dem Programm stehen, das Niko für sie vorgesehen hatte. Er verabschiedet sich von den beiden, da er jetzt in seiner Heimatstadt unbedingt seinen Mittagsschlaf machen müsse und am nächsten Tag ein dringendes Gespräch mit einer Athener Immobilienfirma zu führen habe, die gedenke, mehrere alte Häuser in der Stadt aufzukaufen, um sie als Residenzen für die Hauptstädter auszubauen. „Ohne deren Geld können wir hier nicht überleben“, hatte Niko noch gesagt und hinzugefügt: „Aber wir achten darauf, dass Geschichte und Natur geschützt bleiben und alles mit rechten Dingen zugeht.“

Allein gelassen mit Tobias fühlte M Unbehagen. Tobias machte alles für ihn und versuchte, M mit Enthusiasmus für diese abgeschiedene Welt zu begeistern. Auch M konnte sich nicht der gewaltigen Naturkulisse verschließen, die ihm wie ein Theater erschien, das Menschen nur als Spielgäste duldet. Ihm war die Leidenschaft nicht geheuer, mit der sich Tobias in dieser Kulisse bewegte. Er war überzeugt, nur Dämonen hätten hier ein Zuhause, und inmitten der heißen Steine glaubte er ein unergründliches Gelächter über die fremden Eindringlinge zu hören, die sich hier ein paar die Sinne reizende Stunden machten. M fand in der Mani ein Geburtsland des Schicksals. Dem gestand er zupackende Gewalt über sich zu. Seinem Freund Griechenlands als seinem Begleiter konnte er eine solche Empfindungstiefe nicht zumessen. Tobias brachte die Stimme aus der Welt der Dahinlebenden in diese Schicksalsweiden, eine augenblickliche Begeisterung, die Allem und Jedem entgegengebracht wird, was sich mit Augen erblicken, mit Ohren hören und Wissen zudecken lässt.

Diese Augenblicksmenschen, das wird M gerade wieder klar, verachtet er. Sie haben die Verbindung zu den Stimmen und Stimmungen verloren, die sich aus den Verbindungen mit diesen naturgewaltigen Ursprüngen der Welt noch nähren können. Er verachtet Tobias, der alles zu überblicken scheint. Tobias kehrt nicht

zu einer Quelle des kosmischen Lebens zurück. Er ist verliebt in das Spiel von Geschichte und Natur, das sich als starre Schicht seines Wissens in seinem Kopf abgelagert hat. Der eigentliche Rückkehrer in die tiefen Schichten der geheimnisvollen Zusammenhänge ist er, M als Mensch, den keiner kennt. Die Mani erscheint ihm immer fremder, je tiefer er ins sie eindringt, doch sie kommt ihm immer näher, je mehr er sich auf die Geheimnisse ihrer schroffen Ursprünglichkeit einlässt. Er hasst es, darüber mit Tobias nicht reden zu können. Tobias ist dieser geheimen Verbindungen eines Abgeordneten des Bundestages im fernen Deutschland mit den kosmischen Auslagerungen in dieser Steinwüste nicht würdig. Wenn M irgendetwas in diesem Augenblick für Tobias empfindet, dann ist es Verachtung. Es könnte auch mehr sein, auch so etwas wie Hass.

Freundlich und sichtlich guter Laune zahlt Tobias den Kaffee und ruft den nächsten Punkt der Exkursion auf. „Wir fahren jetzt zur größten Höhle der Mani, gar nicht weit von hier, dicht am Meer gelegen. Die Mani war in alten Zeiten auch das Tor zur Unterwelt, zum Hades. Ganz unten im Süden gibt es das Kap Tenaron. Da sind noch Reste eines alten Kultzentrums des Poseidons zu besichtigen. Der Höhleneingang indessen ist wie zugesperrt durch einen riesigen Stein kaum mehr dazu angetan, die Fantasie zu einer Reise in die unendlichen Meere Flügel zu verleihen. Die aber werden kräftig schlagen, wenn wir in die Höhle von Dirou einfahren. Du wirst begeistert sein.“ Der Weg war in der Tat nicht weit und führte über die asphaltierte Straße entlang der westlichen Manihänge 12 Kilometer südlich durch die gigantische Felsenlandschaft in einer angenehmen mittäglichen Ruhe ohne Anstrengungen. Auf der linken Seite lagen zahlreiche kleine Dörfer aus grauen Steinen, denen man nicht ansehen konnte, ob sie noch bewohnt waren. Sie lagen am unteren Hang eines hohen Massivs, das steil, mit tiefen Furchen und zahlreichen Riffen ins Landesinnere bis über 122 Meter hoch wuchs. Zur Rechten unter ihnen breitete sich tiefblau und unendlich friedlich das weite Meer ohne vorgelagerte Inseln aus. Auf dem Sockel, über den sie fuhren, lagen viele kleine Felder mit aufgehäuften Felssteinen umgrenzt, auf denen nur karge Zeichen der landwirtschaftlichen Kultivierung zu erkennen waren. Entlang einer kleinen Bucht ging es bergab durch Diros bis runter zu einem Parkplatz, der für die Besucher der Höhle neu errichtet worden war. Es schien, dass sie heute die einzigen Gäste waren.

Der Eingang in die Höhle war bescheiden ausgeleuchtet, keine durch menschliche Zivilisationstechnik überzogene Abfertigungshalle, obgleich sie ja erst vor nicht langer Zeit für den Tourismus eingerichtet worden war. Elektrisches Licht hüllte sie in weißliche Geschäftigkeit, doch der Blick in die Höhle hinein ließ bereits die gelblich schimmernden Stalagmiten und Stalaktiten erkennen, die sich im fast schwarzen Wasser ohne die geringsten Bewegungen spiegelten. Die Tropfsteinhöhle von Pirgos Dirou wurde erst 1923 von den Bewohnern des Dorfes entdeckt und ist inzwischen eine der großen Attraktionen der Mani. Etwa fünf Kilometer erstrecken sich ihre Gänge, durchweg mit Wasser gefüllt. Knapp drei Kilometer Märchenwelt kann ein Besucher erleben, wenn er sich auf einen der schmalen Kähne begibt, die in der neuen Eingangshalle am Steg auf ihn warten. Dann schwebt er über dem Wasser lautlos zwischen den zum Teil sehr engen und niedrigen Wänden aus tropfenden Steinsäulen und lässt sich, angezogen durch eine geschickte, fast dem Kerzenschein nahe Beleuchtung durch die wunderlichsten Ausformungen eines steinernen Felsparadieses verzaubern.

Tobias hatte viel über den Totenkult erzählt, der auf der Mani den Mythos vom Hades, dem Übergleiten der Seelen in die bunte Unterwelt in archaischer Stärke

lebendig geblieben ist. Tobias hatte längst gemerkt, wie empfänglich M für Geschichten war, die voller okkulten Geheimnisse ausgeschmückt bleiben. Er hatte treffsicher diese Höhle ausgesucht, um M mit allen Sinnen in diese schaurige Grenzwelt zwischen Tag und Nacht, zwischen Oben und Unten, zwischen Innen und Außen zu führen. Er liebte es, mit M an dieser Stelle ein wenig zu spielen, ihm die Rückzugswegen zu den politischen Vorsätzen, zu seinen harschen Rechnungen über die staatliche Entmündigung Griechenlands zu versperren. Als politischer Gast war M für Tobias zu berechenbar geworden, was sein Interesse an ihm zunehmend schmälerte. Aber er hatte erkannt, dass M mit seiner Politik, mit seinem öffentlichen Auftreten Einiges zu verbergen gelernt hatte. Das reizte ihn. Hier in der Höhle glaubte er, die Theaterkulisse gefunden zu haben, in der sein Gast vom Mythos gepackt wurde, den die märchenhaften Figuren aus nassen Steinen und die bizarren Gewölbe entlang der engen Passagen seinem Gast erzählten. Tobias hatte es trefflich verstanden, die Geschichte, die er sonst am eher kargen Eingang zur Unterwelt am Kap von Taenaron zu erzählen pflegte, etwas weiter nördlich hier in die Höhle von Dirou zu verlegen.

Dazu passte, dass die beiden das enge Boot am Steg der Eingangshalle bestiegen, in das sich M und Tobias vorsichtig hineinzwängten. Tobias schnippte mit den Fingern, und es kam ein kleiner schon sehr alter Mann mit viel Stoppeln im Gesicht und dichten ungekämmten Haaren, die teilweise noch pechschwarz, teilweise aber auch schon von dicken grauen Strähnen durchwirkt waren. Er stellte sich zweisilbig vor, indem er Giorgios murmelte, eine lange Stange Holz hinter sich schleppte und sich auf den hinteren Rand des Bootes setzte, das kaum drei Meter lang war. Mit langsamen Bewegungen stach er das Boot in Fahrt und ließ es lautlos in den engen Kanal schweben, der in die dunkle Wunderwelt führte. Sie hörten nur die einzelnen Tropfen, die von den nassen Steinen auf der Wasseroberfläche fielen und sahen sich bald umgeben von einer stummen gewaltigen Formation aus Figuren, Gesichtern, engen und weiten Zargen, Ornamenten und versteinerten Geistern. M fühlte sich stark von einer mütterlichen Urgewalt ergriffen und war fast dankbar, dass Tobias ihn nicht diesem Gefühl überließ sondern flüsternd seine Erzählung in die langsam an ihnen vorbeiziehende Welt der bewegungslosen Schönheit einfließen ließ.

„Stell dir vor,“ flüsterte er, als sie in einer ganz engen Passage die Köpfe einziehen mussten und nahe aneinander kauerten, „als wir oben in Arkadien waren, nicht allzu weit von unserem Parkplatz, da stürzt in kleinen Kaskaden der Styx über die Felsen des Chelmosbergs bergab ins Tal und versinkt unter die Erde, ein unheimlicher Ort. Durch ein unbekanntes Tunnelsystem wälzt er sich durch karstiges und tuffiges Gestein bis hierher. Die Götter sind also von den Bergen kommend hier in die Unterwelt gestiegen. Hier in die Höhle kommt Charon, der Fährmann zum Hades. Durch diese Straßen aus Wasser und Gestein geht es geradewegs ins Reich des Pluto. Die Backenzähne, da, sieh, sind noch übrig von einem riesigen Ungeheuer und dort, die Bienenwaben sagen, dass die Toten immer Honig mit auf ihre Reise nahmen. Die Höhle war bewacht von der unbezähmbaren mehrköpfigen Hydra, stärker als jeder Wolf, und die undurchdringlichen Wasserwege, über die wir in das Innere der Berge gleiten, sind die traurigen Flure der Persephone, die in die schwarze Welt, von der Odysseus träumte, als ihm die Mutter als Schattengeist stets aus den Händen glitt, wenn er sie zu umarmen versuchte. Denn je weiter die Gestorbenen in diesen Fluten nach innen kamen, desto mehr schmelzen alle Erinnerungen an das Leben. Die Stein gewordenen Bilder von Orpheus und Eurydike siehst du noch hier, und den Geist der von der Aphrodite vom Berg gestürzten Psyche

kannst du nur hier in diesem Zwischenreich atmen. Danach kommt nur die Weite des Meeres und die unendliche Verslossenheit des schweigenden Kosmos.“

M hörte hin oder er ließ die Wort an sich vorbeirauschen, mochte die Stimme von Tobias nicht, obgleich er ahnte, allein in dieser Stille verloren zu sein. Der Fährmann steuerte unerbittlich und stumm das Boot durch die engsten Spalten, und die schwach beleuchteten Orgelpfeifen um ihn herum piffen eine Musik, die er nicht hörte, M merkt, wie er einer Kraft sehr nahe war, Von ihr wusste er nur, dass er sie suchte oder dass sie ihn suchte. Hier in dieser Höhle hatte sie ihr Zuhause. Tobias konnte sie nicht benennen oder beschreiben. Das war sicher. Aber Tobias konnte auch nicht wissen, was M wirklich fühlte, wie ausgesetzt er hier der einzigen Welt der Geister war, der M Macht über sich zugestand.

Sie waren nach einer Stunde in einer kleinen Halle angekommen, die voller Zapfen und wabenartigen Gewölben wie ein von Götter gemachter Raum ausgestattet war, in der man alles vergessen konnte. Die Wasser verteilten sich von hier in verschiedene Richtungen in das schwarze Nichts. Nur nach rechts war ein schmaler Flussweg ausgeschachtet, der eingerahmt von einem aus Hand geschlagenen Felsweg war, nun beleuchtet durch normales Industrielicht. Es ging noch einige hundert meter gerade aus, bis das Boot an einem Steg zum Stehen kam. Giogios blieb still, wie er es auf der ganzen Reise gewesen war. Wortlos stiegen auch Tobias und M aus und gingen auf das Tor zu, das sie wieder in die Außenwelt entließ. M merkte, dass er einen Teil seiner Seele in dieser Höhle zurücklassen würde.

Draußen blendete das helle Sonnenlicht. Sie waren am steilen Hang gelandet, der etwa hundert Meter tief ins Meer fiel, das satt und blau zu ihren Füßen lag. Der Weg, den sie entlang des Hanges gingen, war gut ausgebaut und gepflastert. Etwa eine Viertelstunde sollten sie gehen, um wieder zurück auf den Parkplatz zu gelangen. Völlig unerwartet kam die Frage von M an Tobias: „In welcher Welt willst du leben?“ Tobias antwortete nicht sofort. Er machte seine Schritte und überlegte, was diese Frage jetzt solle. Dann aber bald bildeten sich Sätze in seinem Kopf und er meinte: „Ich glaube, meine Welt hat keinen Ort, der mir näher als andere ist. Ich esse lieber Orangen als Birnen, bin lieber unter Menschen, die für mich überraschend sind und ein Geheimnis bleiben als unter Menschen, die Konventionen lieben und vollständig berechenbar bleiben, bin glücklich mit anregenden Gesprächen und kann mich begeistern, wenn im eifer des Gefechts Rundumschläge für richtige Pointen sorgen, brauche nur kleine Rückzugsorte, um Faulheit zu genießen, mag aber auch Herausforderungen, mutig sein zu müssen, habe gute Laune, wenn ich meiner Eitelkeit nachgehen kann oder genieße Ausflüge in Welten, in denen man – wie eben – keinen Tag überleben kann, ohne sich zu verirren. Ich denke, nicht die Frage, wo ich am besten lebe, ist so entscheidend, sondern wie ich am besten lebe.“

M lächelte vor sich hin und dachte, so redet ein Fisch, der ziellos durchs Wasser gleitet. Kein Wunder, dass Tobias, obgleich doch so gescheit und gebildet, nichts Rechtes und Erfolgreiches im Leben zustande gebracht hat. Energisch gab er zu verstehen: „Hier in der Mani könnte ich nicht leben. Wer immer hier lebt oder gelebt hat, ist immer Verlierer. Hier spuken die seltsamsten Kräfte und lassen keinen frei für die große Welt.“

„Das sehe ich anders,“ erwiderte Tobias. „Zwar kann ich hier auch nicht immer leben, weil ich nicht wüsste, wie ich in dieser Steinwelt so viel Geld verdienen

könnte, um zu überleben. Aber die Menschen hier faszinieren mich. Sie sind stolz wie du und ich, klagen nicht über das, was sie nicht haben und halten sich fest an Geschichten, Erfahrungen und Erlebnissen aus alten Zeiten, in denen eine so mächtige Irrationalität eine Rolle gespielt hat, die du die seltsamsten Kräfte nennst. Am Ende weiß ich nicht, ob du oder ich nicht genauso eingebunden sind in diese Kräfte wie die Menschen hier. Der Unterschied ist, dass sie hier diese Kräfte nicht leugnen, während wir vor ihnen fliehen.“

„Ich würde eher sagen, wir haben uns von ihnen emanzipiert und eine Zivilisation geschaffen, in der sie nicht mehr ungebremst ihre Macht entfalten können,“ erwiderte M. Er schlüpfte jetzt auf dem gepflasterten Weg wieder in seine Rolle als Politiker, obgleich er sehr wohl wusste, wie schizophran er anreden musste gegen seine innere Neigung, sich Vorteile aus Verbindungen zu Menschen suchen, die möglichst nahe in den Kraftfeldern dieser kosmischen Allmächte menschliche Geschicke und irdische Geschichte zu enträtseln verstanden. So fuhr er fort: „In der Höhle eben hatte ich das Gefühl, wir werden wieder reduziert auf das willenlose Wesen vor unserer Geburt, ausgesetzt einer Natur, deren Nabelschnur nicht mehr zu kappen ist. Die Mani ist für mich eine riesige Eingangslandschaft in eine solche Höhle. Das ist grandios zu erleben, aber leben möchte ich hier nicht.“

Tobias zögerte mit seiner Antwort. Als sie in Sichtweite des Parkplatzes waren und die Rückfahrt in ihr Domizil über die bequeme Asphaltstraße anstand, gab er den Startschuss für ihre Unterhaltung im Auto: „Dann drehe ich deine Frage an mich mal um und frage dich, wie willst du leben, damit du sagen kannst, so soll man leben.“

Unbeschwert und ohne Anspannung wie die Fahrt verlief, war auch die Unterhaltung. Beide merkten, dass sie ein tiefsinniges Fass aufgemacht hatten. In ihrem Dialog erfüllten sie nun Rollen, die ihnen ihr Intellekt ausfüllte. Aber mit ihm brachen auch Anschauungen an die Oberfläche, von denen jeder auf seine Weise wusste, es ging tatsächlich um ihr Leben, aus dem sie sprachen, in dessen Tiefe aber der andere nicht hineinleuchten konnte. M hatte die Frage lächelnd aufgegriffen und mit diplomatischer Unklarheit beantwortet: „Ich will so leben, dass ich die Hinterlassenschaften der Geschichte im Sinne des friedlichen Zusammenlebens der Menschen dort gestalte, wo sie das Recht haben, die Früchte der Zivilisation zu genießen. Das geht nicht überall auf der Erde im gleichen Maße, weshalb ich am liebsten dort lebe, wo Friede und Fortschritt am ausgeglichensten sind. Ich bin also eigentlich ein sozialer Egoist. Folglich bin ich in die Politik gegangen. Zugleich aber weiß ich, dass in der Welt viele dunkle und geheime Kräfte wirken, die dem Glauben entgegenstehen, Menschen seien allein die Meister ihres Geschickes, seien ihres Glückes Schmied. Da ich nicht selbst Zugang zu diesen Kräften habe, bediene ich mich derer, die ihre Sprache kennen und sich mit ihnen verständigen können. Ich nenne sie meine Engel, Boten zwischen der Welt des Schicksals und der Welt als Gestaltung von Menschen. Die Mani erscheint mir als eine Welt, aus der viele dieser Engel stammen. In den Höhlen leben ihre Seelen. Wie gesagt, das ist nicht meine Welt, aber ich kann ohne ihre Botschaften nicht sicher sein, dass diejenigen ausreichend gut in der Welt leben können, die ich mitgestalte.“

„Das klingt ziemlich mysteriös, muss ich sagen, aber lass uns weiter darüber reden, weil es spannend ist,“ erwiderte Tobias und fuhr fort: „Wenn ich dich richtig verstehe, schaust du in dieser grandiosen Mani wie in einen Spiegel, in

dem du dich vor dieser Kulisse, die ebenfalls ein Spiegel ist, siehst. Das führt zu einer unendlichen Spiegelung, in der Abgründe für dich sichtbar werden, vor der dir Angst und Bange wird, deren Existenz du aber nicht leugnen kannst. Sie spiegeln eine Tiefe, die du nicht ausleuchten kannst, die deine Fantasie beflügeln, die du als mögliche Wahrheit nicht verdrängen kannst.“

„Du meinst,“ erwiderte M „ich widerspreche mir. Mag sein, ich bin ein lebendiger Widerspruch. Ich sehe darin nicht das Problem. Der Widerspruch in mir ist Teil meiner Persönlichkeit, die vor allem Vielfalt enthält. Es kommt eben drauf an, aus welcher Perspektive ich gerade die Dinge betrachte. Die Dinge der Wirklichkeit wanken hin und her, mäandern durch das Leben. Je nachdem, wie ich sie gerade sehe, führen sie hier hin oder dorthin, kreuzen sich aber immer wieder in meiner Person.“

Tobias meinte, man solle das Reden über das Leben stärker auf das Konkrete beziehen. Neigungen, das Okkulte einfach zu akzeptieren, ohne es wirklich zu kennen, hätte M früher im Namen der Religion auf den Scheiterhaufen gebracht. Das sei doch bedenklich für einen Politiker, der den Ausgleich zwischen Geschichte und Zivilisation im Schutzraum einer Gesellschaft suche, die sich den Traditionen des christlichen Abendlandes verpflichtet fühle. Die Geschichte sei dann am Ende, wenn es zum Kampf zwischen Gott und dem Teufel komme, und die Zivilisation sei gescheitert, wenn sie der Macht des Kosmischen mehr vertraue als den Grenzen menschlicher Möglichkeiten. Wie also, fragte er, solle er sich das Wirken der Teufel und die Sprache des Kosmischen vorstellen.

M war schnell mit seiner Antwort, die er mit aggressiver Schärfe vortrug: „Das muss ich dir doch wohl kaum ausmalen. Du bist es doch, der mich voller Begeisterung mit den Spuren der zahlreichen Bilder aus der alten Zeit vertraut machen will. Da wimmelt es doch voller Darstellungen von Teufeln und dem Glanz von himmlischen Wesen. Da gibt es jüngste Tage, da gibt es den Himmel mit Engeln, da martern die bösen Gesellen des Teufels, da steuert die Welt auf ihren Untergang zu. Das ist doch als Kunst Erbe unserer Geschichte, in die wir nicht nur als Fantasie der Künstler schauen sollen sondern als wirkliche Abbilder ihrer Zeit, ihres wirklichen Lebens.“

Tobias blieb nicht verborgen, dass M dem Hier und Jetzt in der Mani auswich, an deren Saum zwischen Meer und Steinen sie entlangfuhren. Er bezog sich auf Bilder, wie sie in den Museen hängen, nicht aber die Erlebnisse, die sie gerade hatten. Dennoch ahnte Tobias, dass M sein Selbstbewusstsein aus Quellen nährte, die Okkultes mit Ernst in seinen Kopf und in seine Seele spülten, die für Tobias nur Spiel und Reiz in seiner Neugier auf eine bunte vielfältige Welt aus vergangenen Geschichten und lebendiger Gegenwart waren. „Mich fasziniert dein Instinkt für die Einflusskräfte an den Rändern der Vernunft, ich erahne deine Antennen für das Unsichtbare in der Natur, das Bösartigkeiten der Menschheit ebenso beflügelt wie ihre Kultiviertheit. Aber ich kann mir keinen Reim darüber machen, wie man das für ein Kalkül der politischen Macht nutzen kann, das letztlich doch dein Leben bestimmt.“

M war nun fast schon gewiss, in einer philosophischen Denkhaltung angekommen zu sein, in der er eigentlich kaum zu Hause war, die ihm aber in einer schlichten Ausprägung sehr wohl das Gefühl geben konnte, Überlegenheit gegenüber seinem Gesprächspartner Ausdruck zu verleihen. „Bei allem Materialismus der Welt ist es für die meisten unbestritten, dass es in der Welt

auch Wirkungszusammenhänge gibt, die als Geist umschrieben sind. Als mächtig und übermenschlich ist die Sphäre des Geistes in den Religionen. Dann sprechen wir vom heiligen Geist. Zugleich ist dieser Geist stets und ewig bedroht von einer Vielzahl anderer geistiger Wirkungskräfte. Dann sprechen wir vom Teufel und seiner Helferhelfer. Lassen wir mal diese Bewertungen beiseite und gehen einfach davon aus, dass es geistige Kausalitäten gibt, die unser individuelles Leben ebenso wie das Leben der Menschheit von Anbeginn der Geschichte an mitbestimmen. Da ist es doch von der Vernunft klug, solche geistigen Kräfte nicht zu negieren. Noch klüger ist, solche Medien ernst zu nehmen und sie zu nutzen, die mit ihren Sinnen Verbindungen zu diesen geistigen Wirkkräften haben, sinnliche Verbindungen, über die du und ich nicht verfügen.“

„Ich bin nicht wirklich ein Wissenschaftler,“ erwiderte Tobias. „Aber mir scheint es klug, nicht nach absoluten Gewissheiten zu suchen. Was mit dem Geist und den Geistern auf sich hat, weiß ich nicht. Theoretisch lassen alle ernsthaften Wissenschaften Zweifel zu, während sie praktisch fleißig die Welt weiter erforschen und ihre Beobachtungen mit ihren durch die Wissenschaften gefundenen Hypothesen überprüfen. Geister mögen hinter jeder Kulisse kauern, sie vielleicht sogar selber errichten. Doch das Leben geht nur weiter, solange wir die Rätsel zu lösen versuchen, die sich uns stellen. Warum Angst haben vor dem Wesen, das wir sind? Unsere Existenz als Menschen ist nicht so unglücklich, wie manche uns glauben machen will. Schau dich doch hier auf der Mani um: So abweisend ihre Natur auch erscheinen mag, ein Kerker für die Menschen ist sie nicht. In ihr das Wirken von Geistern zu sehen, die aus Menschen Verbrecher machen wollen, verbietet mir meine Freude, mit ihnen zusammen zu sein. Nicht aus der Natur werden solche Vorstellungen geboren sondern von Menschen, die am Ende als Fanatiker das Unheil bringen, das ihr Lebenswerk ist.“

M war sich nicht sicher, ob Tobias ihn wirklich angreifen wollte. Es galt also, einer Diskussion auszuweichen, in der er allzu deutlich als Person auf den Prüfstand geraten würde. Ihm kam eine alte Weisheit in den Kopf, die er schon oft in unterschiedlichen Situationen mit stets starker Wirkung vorgetragen hatte: „Der sicherste Weg, betrogen zu werden oder in einer Auseinandersetzung zu unterliegen, ist es, sich für klüger zu halten als andere.“

Tobias lächelte und erwiderte: „Du hast Recht: Glück und die schicksalhafte Fügung der Dinge regieren die Welt. Hättest du die politische Macht über diese Mani, du müsstest viel Glück haben, und an jedem Tag säßen die Geister des Schicksals an deinem Tisch.“

Nun musste sogar M lächeln, zum ersten Mal an diesem langen Tag, an dem die Sonne bereits hinter die scharfen Kanten der steinigen Berge der Mani sank. „Dieses Reich ist nicht von meiner Welt, in der ich Politik mache. Aber es tut mir gut, durch sie zu reisen und meinen Vorstellungen Raum zu lassen, wie in ihr Menschen leben, die mit allen möglichen Geistern in Verbindung stehen. Mich begeistert, wie hier Himmel und Erde einen Furcht gebietenden Knoten geknüpft haben. Schau da das Meer und dort die Kippen. Ich sehe sie und sehe mich durch sie.“

Am Abend waren M und Tobias wieder zu Hause. Ruhe und Entspannung waren angesagt, da es für den nächsten Tag keinen Programmpunkt gab. M ging viel spazieren, entlang der Bucht am Meer, durch die vorgelagerten Felder, in denen nun die Obstbäume blühten, trank Kaffee in einer uralten Farm auf dem Weg

zum nächsten Dorf und ließ sich langen Gedanken hin über die Fragen: Wie will ich leben, was will ich mit meinem Leben.

Am Freitag, den 17. April war ihre letzte Exkursion auf der Mani angesagt. Sie fuhren wieder die ihnen bereits bekannte Straße nach Aeropolis hoch, um dort Niko abzuholen. Nun sollte es ganz in den Süden der Halbinsel gehen, durch die entlegenen Dörfer, durch die kargen Landschaften. Es sollte ein erholsamer touristischer Ausflug werden bei herrlichem blauen Himmel und mit einer kräftigen fröhlichen Sonne.

Als sie auf der Abfahrt in das angesichts der Felswüste fast liebliche Fischerstädtchen Gerolimenas hinunterfuhren, gab es nur Kakteen, die hin und wieder zwischen den scharfen Spitzen der grauen Steine in einer völlig menschenleeren Landschaft wuchsen. Sie fuhren auf einem weit geschwungenen Hügelgrad auf der mäßig asphaltierten Straße, auf der ihnen kein Auto mehr entgegen kam. Auf der Seite des im Landesinneren eingelassenen Tals wuchsen schroff hunderte Meter hoch die Steinberge der inneren Mani, zerklüftet im gleißenden Licht des frühen Sonnentages. Ein lang gestreckter Felsensattel zagten Süden, und auf einmal wuchs vor ihnen das Panorama zweier dicht gedrängten riesigen Ansammlungen von Steintürmen am Ende des Sattels. Die Türme stachen wie ein uraltes Manhattan im schwirrenden Licht der Sonne, dunkel und abweisen. Es waren zig Türme, eng beieinander, bizarr mit ihren harten Kanten und scharf gestochen, dass man selbst die kleinen Fenstereinsenkungen erkennen konnte, die wie Schießscharten in die vertikalen Wände schmal und ungleich verteilt eingelassen waren. Aneinandergedrängt standen sie da für sich ohne weitere Häuser, ohne Mauern, die auf eine alte Stadtbefestigung hindeuten würden. „Sie heißen Kita und Nomia, direkt aus dem Felsen gewachsen“, belehrte Nikos. „Achtet mal darauf, wie asymmetrisch gebaut sind, jeder Turm ist in eine andere Richtung ausgerichtet. Lasst uns schnell durch diese Friedhofsschluchten fahren.“

Die Gassen winden sich eng zwischen den Schluchten der Türme, die wie seit Ewigkeiten verlassen erscheinen. Doch ein paar Säcke am Fuß der Türme, Plastikreste vor den kargen Eingangstüren, ein paar Geräte für die Feldarbeit, Steinhäufen aus den bröckelnden Wänden der riesenhaft hohen Türme geschichtet lassen Spuren erkennen, dass nicht alles Leben gewichen ist. Doch angesichts der Größe und Vielzahl der Türme ist die Stille, der Staub des Zerfalls, die Hitze der Erstarrung steigen in M wieder die Gefühle auf, sich in einem Kraftfeld zu bewegen, das mit den Eigenschaften von Leben oder Tod nicht zu beschreiben ist, das er anerkennen muss, ohne es erklären zu können. „Warum“, fragt er Nikos, stehen diese Türme noch, warum haben seine Erbauer keinerlei Wert gelegt, um sie herum Straßen, Paläste, Häuser, schöne Plätze oder Einrichtungen der Behaglichkeit einzurichten? Warum alles so gigantisch und doch so kläglich?“

Vielleicht verstehst du es am besten, wenn du es aus der Perspektive der Frauen siehst, die hier einst gelebt haben. Für sie zählte es nur, einen Jungen zur Welt zu bringen, dessen wichtigste Tugend das gezielte Schießen im richtigen Augenblick und am richtigen Ort war. Gewehre nannten sie ihren männlichen Nachwuchs. Für sie gab es klare Aufgaben für das Leben der Männer. Tod dem Verräter war so eine lebenslange Aufgabe. Hass gegen Feinde war eine andere. Die harte Arbeit auf den unfruchtbaren Feldern übernahmen gerne die Frauen, damit ihre Gewehre sich ganz ihren Aufgaben widmen konnten. Wurden sie älter,

dann stachelten sie ihren Nachwuchs an, weitere Gewehre zu erzeugen und Rache zu schwören, wenn ihnen Unrecht getan war. Die Frauen waren also die Verkörperungen eines ewig strömenden Lebens, in dem Geburt und Tod die wichtigsten Ereignisse waren. Stark wie der Schwur auf erbarmungslose Rache für jede Schwächung der eigenen Freiheit war auch die Klage stark, die nur die Frauen am Totenbett eines ihrer Gewehre in das Jahrtausende Schwingen ihrer Seele zu versetzen verstand. Ruhm und Ansehen brachte ihnen ihre Totenklage, nie aufgezeichnete Kunstwerke in Vers, Geschichte und Ausdruck. Diese Totenklagen waren ihre Sache im Einklang mit dem Gebären von Gewehren, dem Anstacheln von Fehden und dem ewigen Ruf nach Blutvergießen und Rache. Ohne Gewehre keine Fehden. Ohne Fehden keine Totenklage – in diesem Dreiklang entstanden diese Turmkolosse. Nur dieser Dreiklang galt, sonst nichts.“

Tobias kennt die ganze Geschichte dieser Turmstädte. „Du willst wissen, warum sie nie zerstört wurden. Es gibt viele Antworten darauf. Zum einen sind viele zerstört, vor allem durch Erdbeben. Die hier in Kita und Nomia sind erst seit hundert Jahren von ihren stolzen Familien verlassen, die zuerst für den Unabhängigkeitskrieg gegen die Türken in die Weite zogen und später für den König von Griechenland Einfluss in Athen suchten. Ganz verlassen sind manche Türme bis heute nicht. Wer in ihnen haust, weiß keiner. Für den König sind die Manioten heute noch. Doch wichtiger ist es, dass man die Türme nie von Menschenhand einreißen wird, weil man glaubt, dass Freiheit, Rache und Klagelieder weiterhin wie ein ewiges Gesetz in den Türmen zu Hause sind.“

„Naja“, meint Nikos. „So kann man das vielleicht auch sehen. Vielleicht ist das aber nur unsere Einbildung – wer will das wirklich wissen.“ Sie hatten da bereits die Geisterstadt verlassen und fuhren die enge Straße runter ans Meer. „Wir stärken uns gleich bei einem guten Glas Wein in der geschützten Bucht der Fischer, trinken einen erfrischenden Kaffee und fahren dann rauf in ein Städtchen voller Türme, in dem alles wieder saniert worden ist, was an alter Pracht übrig geblieben war,“ munterte Nikos die kleine Reisegruppe auf.

Der versprochene Rastplatz vertreibt tatsächlich alles Grübeln, und M verliert das dunkle Unbehagen, das in der Steinwelt der großen Türme in ihm aufgestiegen war. Die Bucht von Gerolimenas mit der steilen Tuffsteinwand zur Rechten, dem weiten Blick aufs Meer, der geschäftigen Straße mit Restaurants und Kaffees am Ufer des Meeres lässt auf einmal das Gefühl zu, eine touristische Oase auf der Mani gefunden zu haben. Sie sitzen auf der Kaimauer an der Mole um einen kleinen runden Tisch und genießen das helle, mittägliche Sonnenlicht, das noch nicht mit Schweiß treibender Hitze brennt. Hinter ihnen im Osten steigen hohe Klippen blanker Felsen in die Höhe, auf denen ebenfalls die Reste von Wohntürmen zu sehen sind. „Ihr müsst wissen, an dieser Küste, in dieser Bucht war früher ein Zentrum für den Sklavenhandel in der Zeit der ägyptischen Mameluckensultane. Hier waren die Piraten zu Hause, die mit ihren Schiffen als Wegelagerer venezianischer Galeeren oder türkischer Konvois, die sie enterten oder gegen die Riffe der Küste trieben. Das machten sie meistens gemeinsam, um dann in die heftigsten Fehden überzugehen, wenn die Beute verteilt werden sollte. Die Höhlen waren voller Beute. So wurden die Piratenfamilien reich, und sie hatten genügend Grund, einer mit dem anderen um die Reichtümer zu kämpfen.“

„Bis am Ende keiner mehr von ihnen übrig geblieben ist“, ergänzt Tobias im ironischen Ton. „Stimmt nicht ganz,“ hält Nikos dagegen, „aber im Großen und Ganzen hast du, wie immer, Recht.“

Zu ihrem nächsten Ausflugsziel ist es über die ausgebaute Manistraße nicht weit. Es geht hoch auf die immer noch über 600 Meter hohen Felsberge nach Vathia. M hatte in seinem Reiseführer schon viel über dieses Dorf mit den Türmen gelesen. Es war gleichsam das Hauptziel des Tourismus in der Steinwelt der Mani. Sogar Hotels und Terrassen mit Jalousinen soll es da geben und Annehmlichkeiten am Abend in gut ausgestatteten Bars. Die Einwohner der inneren Mani werden von den außenstehenden Griechen als Menschen des bösen Rats, also schlechte Ratgeber bezeichnet, wie M gelesen hatte. Der Ruf der Manioten ist schlecht. Hass, Rache, Totenklage und maßloser Freiheitsdurst sind Werte, aus denen sich keine Gesellschaft bilden kann. Das sagt M sein Verstand. Doch seine Gefühle gegen die Menschen in dieser faszinierend abweisenden Umgebung sind anders geprägt. Er würde hier von keinem einen Rat für sich suchen. Ihm ist es hier vielmehr unheimlich, und die Menschen sind für ihn im Bunde mit der Welt des Übersinnlichen, die er nicht erfassen kann, deren Einwirkungen auf die zu gestaltenden Verhältnisse in der Welt ihm nicht verborgen bleiben, bedient er sich dieser Menschen als Medium. Die Ahnung wächst bei ihm, dass die Manioten nicht ausgestorben sind. Sie haben sich in der Welt verteilt und man erkennt sie daran, wie sie Verbindungen zu übersinnlichen Kräften aufnehmen kann. Auf dem Weg von Gerolimenas nach Vahtia ist er sicher, dass seine Wahrsagerin in Berlin von Manioten abstammt.

Mit der Ankunft in Vahtia oben auf dem Hügel mit den vielen Wohntürmen erleben die drei die kräftigen Formen der Herzlichkeit einer uralten griechischen Gastfreundschaft. Es ist wie in der Erzählung des Homer, in der Odysseus in der Behausung des Hirten Eumaios in Ithaka einkehrt. Der Fremde wird schon versorgt, bevor nach seinem Name gefragt wird. Die Herrin des Hauses oder ihre Tochter wäscht ihm die Hände und reicht ein sauberes Handtuch. Der Tisch wird gedeckt, Wein und Wasser gereicht. Dann der Austausch von Namen und Familiengeschichte. Sofort wird an der besten Stelle des Hauses die Schlafstatt für den Fremden vorbereitet. Für den Abschied steht schon das Geschenk bereit, wenn es auch nur ein Beutel Nüsse oder Äpfel ist. Man beschreibt genau den Weg und begleitet den Gast ein Stückweit, bevor er mit „gute Reise“ verabschiedet wird.

Ähnlich geht es den drei Gästen in Vathia. Das mit den Türmen so mächtig erscheinende Städtchen hat in Wirklichkeit gerademal 35 Einwohner. Aber schnell ist eine große Tafel gedeckt und den Fremden werden die Ehrenplätze zugewiesen. Wie durch geheime Zeichen verständigt füllt sich schnell der Raum, und fast die ganze Stadt versammelt sich zum Gastmahl. Sie sitzen unter Feigenbäumen, die im Hof des Turms wachsen. Alles ist sauber, und die abweisende Unberührtheit der alten Türme in Kita gilt hier nicht. M erkennt die Vorteile des Wohnens in diesen Türmen: Oben die weite Sicht aus luftiger Höhe. Von Stockwerk zu Stockwerk runter entlang der räumlichen Gliederung eines gut verhüllten Privatlebens. Die Mauern dick wie ein Gefängnis halten die Kühle in den Gemächern geht es hinab wie von einer Klimazone in die andere. Die Räume schlucken alle Geräusche, der Turm bleibt für sich, isoliert von der restlichen Welt. Gastfreundlich im Turm, gnadenlos im Kapfgetümmel außerhalb – so widersprüchlich ist es wohl früher gewesen, als die Mani ihre glanzvolle Zeit gehabt hatte.

M fragt seinen Gastgeber, einen jungen aufgeschossenen Mann mittleren Alters mit dunkler Haut und schwarzem Schnurbart, was die Mani so gefährlich mache. Der lächelt und meint: „Wenn für dich eine Gefahr besteht, hier aus der Mani nicht mehr herauszukommen, dann gibt es nur eine Gefahr: die Liebenswürdigkeit der Manioten.“ Aber er fügt auch hinzu: „Wir sind keine Halbgötter oder Sklaven. Vergiss die Extreme, auf die ihr Reisenden das arme Griechenland seit Jahrhunderten reduziert habt und immer noch reduziert.“ Die Frau des Gastgebers saß neben M. Sie trug keine schwarzen Kleider. Sie war prachtvoll herausgeputzt, trug ein zartes Kopftuch aus Seide und hatte das kräftige Haar sorgfältig in einem geflochtenen Zopf um den Hals gelegt. Sie hatte ihre Beine in einer weiten mit Golddrähten durchzogenen orientalischen Hose und ihre Füße steckten in Schuhen aus ledernen Mokassins. Sie flüsterte M zu: „Wir sind eigentlich keine richtigen Manioten hier in Vathia. Wir sind vor vier Jahrhunderten als Flüchtlinge aus Chania auf Kreta hierher gekommen. Es gab viel Streit wegen uns. Aber damals gab es keine Gängelungen wie heute. Die Menschen zwischen Euphrat, Nil, Rhein und Donau wanderten, wohin sie wollten, ruhelos gewiss, voller Gier auf Beute, taten sich zusammen in kleinen Kolonien, in einem Leben aus Flucht, Asyl und Exil. So sind wir irgendwie nach Vathia gekommen und sind hier geblieben.“

Es wird ununterbrochen geredet. Kaum eine Frage gestellt, rollen Geschichten hin und her. Gäste kommen selten, und die Unterhaltungen bleiben meistens stumm, tagaus tagein in den Türmen. Aber hier ist heute das Welttheater zu Gast. M wird aufgefordert zu erzählen, was ein Politiker in Berlin macht. Er spürt in seinem Kopf Leere und weiß nicht, wie er antworten soll. Nikos rettet ihn, indem er entschieden einen kurzen herzlichen Dank für die Bewirtung ausspricht, sich erhebt und auf die notwendige Weiterfahrt drängt, dem sich die Anderen unter lautem Protest fügen.

Auf einer engen und kurvenreichen Straße ging es nun auf der östlichen Seite der bereits eng geführten Mani runter zum Meer. Herrliche Ausblicke taten sich auf. Unten schmiegt sich zahlreiche Buchten um die flachen Felsrücken, die als letzte Ausläufer des Taygetosgebirges spitz auf das Kap zuliefen, auf dem der Leuchtturm von Matapan den südlichsten Punkt des europäischen Festlands markierte. Der Bergrücken im Westen mit seinen bizarren Kanten, gespickt mit verfallenden Türmen sank langsam hinter dem Hang, den sie in Serpentinaen runter zum Meer fuhren. Das Landschaftsbild änderte sich. Obgleich die Straße steil nach unten führte, waren die Bergwände nun weicher. Kakteen, Feigen- und Olivenbäume wuchsen und Sträucher und Stauden blühten. Sie hörten förmlich das Summen der Insekten in den vielen kräftigen Farben, die bergab in das kräftige Licht des hellen Frühlings getaucht waren. Tiefblau lag das Meer zu Füßen.

Porto Kagio heißt der Ort entlang einer langgezogenen Bucht, in der sie ankommen, tief eingeschnitten in die Ostflanke am Ende der Mani. Von Tobias hatte M erfahren, dass es hier in der Nähe mal ein Heiligtum gegeben haben soll, zu dem Mörder pilgerten, um die Seelen der Getöteten durch Opfer zu besänftigen. Es war in spartanischen Zeiten vor allem ein Heiligtum ein unantastbarer Zufluchtsort für Geflüchtete und stand unter dem Schutz des Poseidons, dem Gott der Meere.

„Ob das heute noch gilt, da habe ich meine Zweifel.“ Niko war ungewöhnlich leise geworden, als sie in der Bucht anhielten und sich auf Stühle in den Sand vor das Meer setzten, die von einem Kafonion, das auf der Rückseite der kleinen Straße betrieben wurde, dort abgestellt waren. Das Dorf besteht aus einer langen Reihe einzelner bescheidender Häuser, die malerisch entlang der Bucht hin gewürfelt sind. Nach hinten haben sie Gärten und Arbeitsschuppen. Nach vorne sind sie je nach Vermögen herausgesputzt und bieten einen weiten Blick in die malerische Bucht, in der am Saum nun schon die Schatten der Berge spiegeln, während draußen das Wasser in der Sonne silbern glitzert.

Die tiefe Ruhe wird gebrochen durch eine Ansammlung von Zelten und um sie auf dem Boden kauern Menschen am Ende der Bucht, etwa 200 Meter von ihnen entfernt. „Ist da ein Campingplatz,“ fragt M und schaut irritiert zu der Gruppe in der nahen Ferne. „Nein,“ antwortet Niko und bleibt eine Zeitlang stumm, die Augen fest auf seine Schuhe fixiert. Dann: „Es sind Flüchtlinge. Sie stammen aus Syrien, haben in Bodrum oder in Marmaris in der Türkei einen Schlepperkahn bestiegen und sind hier am Kap in dieser Bucht ausgesetzt worden.“ Niko schweigt wieder und folgt nicht den neugierigen Blicken von M und Tobias rüber ans Ende der Bucht. Nur unwillig lässt er sich überreden, mit seinen beiden Gästen rüber zu laufen, um diese seltsamen Menschen aus der Nähe zu betrachten. Etwa 20 junge Männer entdecken sie dort, wenige Frauen mit mehreren Kindern.

Sie hocken dort im Sand oder laufen Schritte rund um vier Zelte, die Hoheitszeichen des griechischen Staates erkennen lassen. Es gibt keine Polizei, keine Beamten, die man befragen könnte. Verwahrlost und deprimiert sehen sie aus, verängstigt die Kinder, mutlos die Männer, hilflos die Frauen. Die Kleidung ist übel zugerichtet, für winterliche Zeiten gemacht. Lediglich eine ältere Frau sehen sie, die eine Einheimische ist. Sie hat um sich Teller und einen Korb voll Brot. In einer Kiste sind Plastikflaschen mit Wasser. Sie spricht freundlich auf die Kinder ein, die langsam eine Banane essen und ihre Wohltäterin offensichtlich nicht verstehen. Die Männer schauen ängstlich und mit Argwohn auf die drei Touristen. Einer redet ein paar Wörter englisch. Europa, Europa – ist das einzige Wort, das M richtig verstehen kann.

Niko geht auf die Einheimische zu, begrüßt sie freundlich. Sie reden gestenreich und herzlich miteinander. Tobias und M stehen fremd auf diesem Platz, suchen die Annäherung zu dem Mann mit etwas Englischkenntnissen. Sie verstehen, dass die Gruppe über das Meer gekommen ist. Nur sie hätten überlebt, die anderen auf dem Boot seien im Meer ertrunken. Die Schlepper hätten sie hier vor zwei Tagen aus dem Boot gescheucht, die letzten Meter durchs Wasser hätten sie zu Fuß machen müssen. Nichts sei ihnen geblieben. Alles Geld sei weg. Nach wenigen Stunden sei ein Auto gekommen, habe ihnen die Zelte gebracht und ein paar Decken und sei wieder weggefahren. Nun warteten sie, seien hungrig und wüssten nicht, wie es weitergehe. Sie wollten nach Europa, am liebsten nach Deutschland. Aber sie würden den Weg nicht kennen. Nur ein Wunder könne sie retten.

M und Tobias stehen hilflos und stumm. Die Männer und Frauen in ihrem wilden Aussehen und in ihren grauenvollen Kleidern sind nun näher gerückt vor ihnen und schauen sie mit großen fragenden Augen an. Nach einiger Zeit kommt Niko mit der einheimischen Frau, die freundlich lächelt, doch die Last ihres Einsatzes nicht verbergen kann. Niko erzählt ihnen, diese Leute seien bereits die dritte

Gruppe, die in den letzten drei Wochen hier gestrandet sei, abgesetzt aus Booten, die schnell wieder aus der Bucht fortgefahren seien. Es gebe in Kalamata eine Behörde, die sich um diese Flüchtlinge kümmern solle. Doch die sei hoffnungsvoll überlastet. Es reiche gerade mal aus, ein paar Zelten und Decken zu liefern, wenn Einwohner melden, wo und wann Flüchtlinge ankommen. Dann dauere es vier oder mehr Tage, bis die Flüchtlinge von einem Bus abgeholt würden, um sie in ein Lager zu transportieren.

Dann sagt er: „Diese Frau hat mir erzählt, dass sie, wenn wieder Flüchtlinge kommen, von Haus zu Haus zieht, um etwas zum Essen und zum Trinken zu erbetteln. Die Menschen sollen nichts von den Flüchtlingen wissen. Sie spenden nur das Notdürftigste, und das von Mal zu Mal immer weniger. Wo ist nur die griechische Gastfreundschaft geblieben, klagt sie. Sie leidet mit den Gestrandeten, sieht in den Kindern ihre Kinder und hilft so gut sie kann. Ihren Mann hat sie beauftragt, rauf nach Lagia zu fahren, wo es einen Supermarkt zum Einkaufen gibt. Der Bestellzettel ist sehr einfach: Oliven, Käse, Milch und Obst für 33 Personen, vielleicht auch etwas Wurst. Brot und Wasser gibt es hier im Dorf. Die Herren aus Kalamata haben versprochen, übermorgen wieder zu kommen. Bis dahin muss Elena, so heißt die Frau, das Überleben sichern.“

Elena hat sich inzwischen zu den Kindern gesetzt. Die kleine Gruppe strahlt gegen die hilflos herumstehenden Erwachsenen ein wenig augenblickliche Fröhlichkeit aus. Elena streichelt die Kinder, und die Kinder fordern sie zu einem Spiel im Sand auf, lächeln einladend und aus Vertrauen. Niko hat Tränen in den Augen, wie M bemerkt. Tobias steht fassungslos und schaut weit aufs Meer. M ist voller innerer Unruhe, überlegt, ob irgendetwas zu organisieren ist und kommt schnell zu dem Schluss, dass hier von ihm, von ihnen nichts zu machen sei. Wenn man keinen Rat hat, soll man auch keinen geben, denkt er. Aus seiner Jacke holt er seine Brieftasche. Für den Tag hat er gut vorgesorgt, weil er noch Niko bezahlen wollte. Aus der Brieftasche zückt er 300 Euro, geht rüber zu Elena und steckt ihr das Geld wortlos zu. Elena erschrickt, kann nicht sprechen, fällt ihm um den Hals, steckt das Geld in die Tasche und widmet sich schamhaft wieder ihren Kindern.

„Lasst uns gehen,“ fordert M seine Begleiter aus. Nach wenigen Metern fügt er hinzu: „Das sind sicher nicht die letzten Flüchtlinge, die in unser Gesichtsfeld geraten. Ich denke, Europa steht vor einer neuen Zeit.“ Etwas später bricht Niko das Schweigen und an M gewandt: „Danke, dass du das gemacht hast.“ M lächelt und meint: „Die Euros waren eigentlich für dich gedacht. Aber keine Angst, du wirst sie noch bekommen.“ Tobias legt seinen Arm um Nikos Schulter. Er spürt, wie Niko innerlich schluchzt.

Am Samstag, den 18. April ging die Zeit auf der Mani ihrem Ende entgegen. M verbringt diesen Tag auf der Terrasse seines Ferienhauses inmitten der Orangenbäume in seiner grünen Oase. Die wilde Mani liegt hinter dem Horizont, der durch die blaugrau schimmernden Berge des Taygetos gesetzt ist. Hier unten fühlt er sich geborgen in der frühlommerlichen Frische des fruchtbaren Schwemmlandes. Vor ihm erstreckt sich hinter den hohen Pappelbäumen die sanfte Bucht des blauen Meeres. Er lebt wie in einem Bilderbuch. Die Rückfahrt nach Athen zum Flugplatz ist für den frühen Sonntag Morgen angesetzt. M freut sich, wieder nach Hause fahren zu können. Ihm fehlen die Routinen, deren Herr er zu sein glaubt. Die vergangenen Tage haben ihm zugesetzt. Er weiß nicht, was ihn so irritiert, spürt die Melancholie in seiner Stimmung. Die betörende Ruhe um

ihn herum kann er nicht genießen, wie es die touristischen Prospekte versprechen. In ihm ist viel Unruhe, die aus Kammern seines Inneren unkoordiniert über ihn fällt. Bilder und Gedanken der letzten Tage sausen durch seinen Kopf. Er tut etwas, was er lange nicht getan hat. Er holt sich seine Kladde, in die er früher so oft Eintragungen mit der Überzeugung gemacht hat, was er tun würde, könnte er die politischen Geschicke des Landes lenken. Er setzt sich mit der Kladde an den Tisch auf seiner Terrasse. Er weiß, dass er heute der Vorstellung sehr fern ist, Bundeskanzler von Deutschland sein zu können, und schreibt:

„Als wir aus der Höhle kamen, in der alles aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf engstem Raum zusammengewachsen ist, fragte mich T: In welcher Welt willst du leben? Ich habe ihm nicht richtig antworten wollen, weil ich ahnte, zu viel von mir preisgeben zu müssen, wäre ich ehrlich gewesen. Jeder Mensch ist anders, T ist anders als ich, die Menschen hier sind anders als die Menschen bei uns. Mit Politik können wir die Unterschiede nicht aufheben, wollen das auch nicht. Wenn wir es schaffen, ein paar Regeln zu setzen, wie trotz der Unterschiede ein halbwegs gedeihliches Auskommen möglich ist, dann ist das schon viel. In Griechenland stoße ich an die Grenzen, solche Regeln der Oberfläche erreichen zu können. Was schon in Athen unmöglich erscheint, ist in der archaischen Welt der Steine, Klippen, Berge und schweren Dunkelheit und gleißenden Helle geradezu ein falscher Wille. Die Menschen, die diese Welt hervorgebracht hat, haben andere Erfahrungen gelernt, mit Unterschieden zu überleben. Hier auf der Mani sehen Menschen die Zukunft, wie sie in der Gegenwart ihre Vergangenheit in sich tragen. Sie sind umgeben von den Geistern, die sie beaufsichtigen, die ihnen sagen, was morgen sein wird, die sie an die Hand nehmen, wenn sie ihre Wege ziehen. Wir kennen diese Geister nicht, aber sie zu leugnen, haben wir keinen Grund. Denn wir leben hier nicht.

Die Menschen der Mani ziehen an, wie alles Geheimnisvolle, nicht Verstandene anziehend ist. Zugleich irritieren sie mich. Ich bin froh, ihrem Bann wieder entronnen zu sein. Doch irgendwie gehören ihre Welten und meine zusammen, so unterschiedlich sie auch sind. In meinen Welten bin ich erfolgreich als Politiker. Da dringe ich nicht tief in den einzelnen Menschen, baue mit an Gesetzen und Regeln, die an der Oberfläche greifen. Was unter ihr gärt, ist Sache der Psychologen, der Kriminologen, der Analytiker. Die einzigen Menschen, die mich wirklich interessieren – unterhalb der Oberfläche – sie die meinesgleichen, die Politiker, auf die ich angewiesen bin, will ich mich in der Politik behaupten. Über die Menschen der Mani erfahre ich andere Geschichten. Für sie ist jeder Augenblick Politik. Leidenschaft, der Glaube an die Macht der Traditionen aus der Geschichte, die Vorherbestimmtheit ihres Tuns und Fühlens fließen ineinander zu einem unentwirrbaren Geflecht von Selbstbehauptung und Gemeinschaft, von Macht, Gewalt, Sanktionen und Gratifikationen. Parteien hat es nie anders gegeben als die Vereinnahmung anderer für eine Person. Wenn es die Persönlichkeiten der Vergangenheit in ihren Steintürmen heute wohl auch nicht mehr zu geben scheint, so denken sie doch ausschließlich in den Bildern und Geschichten dieser Personen. In keinem einzigen Gespräch habe ich eine Spur gefunden, dass hier in Parteien als Organisation von Menschen gedacht, geplant und verhandelt wird. Die Unterscheidung in die Oberfläche der Gesellschaft und in die Abgründe des Individuums scheint hier unbekannt.

Es war kein Zufall, dass mich oben auf dem Parkplatz in der schroffen Bergwelt Arkadiens das jämmerliche Elend des Anfangs meines Lebens überfiel, mein

dunkles Geheimnis. In wie man sagt guten Verhältnissen ausgewachsen, weiß ich, kein Kind aus diesen Verhältnissen zu sein. Abgelegt von einer Mutter, die ich nicht kenne, und gezeugt von einem Vater, von dem ich nichts außer seinen Genen habe, streune ich durch meine Zeit ohne Zugang zu meiner Herkunft. Diese elementare Katastrophe habe ich stets unauffällig zu überdecken verstanden. Sie hat mich nie in Lebenskrisen getrieben. Doch hier, mitten in Griechenland bricht sie mit voller Wucht durch alle Einhegungen. Mein politisches Geschäft schützt mich nicht. Meine Standhaftigkeit in der Athener Staatskanzlei ist wie eine Karikatur gegenüber den weichen Knien, mit denen ich mich über die Mani geschleppt habe, wo mir jeder Blick andeutete: Wärest du unter uns, wär uns alles über dich bekannt, läge dein Schicksal offen zwischen uns.

Meine saubere Trennung zwischen Oberfläche und der Tiefenwirkung des Lebens in dieser Steinwüste zeigt Risse, in denen innere Wunden sichtbar werden. Hochmütig setze ich mich über mich und andere Menschen hinweg und halte Ausschau, wie ich Anerkennung und politische Autorität erlange. Das fördert meinen Ehrgeiz, meine Sehnsucht nach Macht. Je spannender mir diese Karriere geworden ist, desto weniger vermisse ich meinen Mangel an Partnerschaft. Ich bin nur als Einzelgänger fähig für Politik. Liebe, einen anderen Menschen über mein Geschäft zu stellen, kann ich nicht ertragen. Der alte Niko hat mir nur Geschichten erzählt, da ging es Mann gegen Mann, Familie gegen Familie, da ging es um Frauen, Klagelieder und extreme Gefühle. Das würde mich umbringen, da würde ich wahnsinnig. Doch ich kann es nicht aus mir verdrängen, weil die Möglichkeit nicht aufzulesen, dass ich gerade aus einer solchen Konzentration der Verstrickungen entstanden und geboren worden bin. Wer über mich berichten würde, müsste entweder von der Wahrheit abweichen oder meiner Natur zugestehen, dass sie ihren Lauf von Anfang an geändert hat. Weil das aber unwahrscheinlich ist, gehört es zu meinem Leben, so viel Widernatürliches zu tun und unnatürlich zu sein.

Mein Nachruf über mich an die Menschen der Mani müsste wohl beginnen: Er war ein verschlossener und zurückgezogener Mensch, der das grelle Licht der Öffentlichkeit suchte und nur in ihren Scheinwerfern gedeihen konnte. Sein Gesicht zeigte oft Züge der Unterwürfigkeit, denn er wollte Anerkennung der Mächtigen, um zu ihnen zu gehören. Aber er war sich selbst gegenüber und vielen gegenüber vielen anderen Menschen ein arroganter Heuchler, der die Abgründe in seinem Herzen verdeckt halten wollte. Nach außen hatte er alle Formen der Freundlichkeit zu perfektionieren gelernt. Er teilte Umarmungen und brüderliche Küsse mit denen, die er innerlich zu verdrängen, zu erniedrigen versuchte. Sein Wirken als gerechter Politiker für alle war die grade Folge seines Ehrgeizes, seine Macht zu vergrößern und seines Besitzes sicherer zu werden. Wo er seine Vorteile sah, war er zupackend und fragte nicht, wen er dabei schädigte. Das Ränkespiel wurde für ihn Handwerk und Kunst.

Gesetzt der Fall, ich hätte mich in dieser Weise in den Gesprächen mit den Männern auf der Mani offenbart, hätten sie dann ihre Ohren gespitzt, sich mir genähert, nach meiner Geschichte gefragt, um mich auf Probe in ihrer Gemeinschaft aufzunehmen? Gut das es zu dieser Probe nicht kommen musste. Ich weiß also, warum ich auf Abstand zu dieser Welt gehen muss. Ich weiß aber auch, dass ich mich ihrer bediene, um mit meinen Versuchen überleben zu können, in meiner Welt der Oberflächen so gut wie möglich Kurs halten zu können.

Wenn ich schon so entblößende Einblicke in meine dunklen Seiten suche, die für sich genommen ein so jämmerliches Bild ergeben, dann will ich sie auch gleich wieder sanft zudecken. Denn schlimmer noch, als dunkle Flecken und Schwächen zu haben, ist das Trachten der Menschen, sich daran zu ergötzen, um sich am Schaden des anderen selbst auf unerträgliche Weise stark zu machen. Was nutzt es den Anderen, sich zu entblößen, auf die Erbärmlichkeit der Geburt zu zeigen, die von Natur nicht gegebene Bildung zu offenbaren, aufzuzeigen, wie verwahrlost ich in die Welt gekommen bin, das Bellen der Hunde hören zu lassen, die auf den warmen Steinen der Mani an mir vorüberstrichen, auf die finsternen oder zweifelnden Blicke derer zu weisen, mit denen ich zusammengesessen habe, das unergründlich Geheimnisvolle anzudeuten, das sich um ein so alltägliches Leben, wie ich es habe, rankt? Es ist besser, über all das zu schweigen und sich von denen zu entfernen, deren Antennen tiefer in mich dringen als ich es in meiner Oberflächenwelt gewärtigen muss.

Ich will mich weiter verschließen, damit Andere nicht das Böse finden, das Teil eines jeden Menschen ist. Neugier, Sympathie oder Aggression mir gegenüber würden wachsen, je offener ich mich in meine Umgebung einbringen würde. Was ich von mir mitteilen kann, können sowieso nur Andeutungen sein, weil ich selber nicht weiß, was es bedeuten mag, was ich von mir sagen kann. Aber andere würden diese Andeutungen vervollständigen. Ich will mir gar nicht vorstellen, wie in der Klageliederwelt, der ich gerade entfliehe, solche Vervollständigungen aussehen könnten. Die Bitterkeit, die mir aus meinem dunklen Inneren entgegenhallt, darf nicht nach außen dringen, weil sie eine Gemeinsamkeit schaffen würde, die ihre gefährlichste Form in Sympathie mit dem Dunkel in mir findet. Sie würden sagen oder fühlen: Seine Lebensgeschichte hat ein schweres Unrecht an ihm getan, indem sie ihm seine Herkunft verschwiegen hat, die Liebe in ihm hätte wachsen lassen. Er muss sich deshalb eine Entschädigung schaffen, die er sich als Persönlichkeit der Politik holt.

Dahinter steht dann eine noch viel schlimmere Nähe zu mir, eine ausbeuterische Nähe. Meine Geschichte wäre das Eingeständnis, dass es Ausnahmen jenseits von Recht und Gesetz gibt, Ausnahmen, die ein ganzes Leben lang wirken können. Hier auf der Mani wäre das der Anfang für eine große Tat, die irgendwie und mit voller Hingabe die Verhältnisse wieder in Ordnung bringen würden. Aber in unserer Oberflächenzivilisation gehören solche Geschichten bestenfalls nur in die Ohren der Psychiater. Als offener Austausch unter Menschen haben sie eine zerstörerische Wirkung. Sie sind die Vorlage für das Gefühl, dass auch jedem anderen Menschen Unrecht geschehen ist, dass dann jeder so werden kann wie ich. Wer Unrecht erlitten hat, fühlt sich dann ermutigt, dann selbst Unrecht tun zu dürfen. Mit meiner Geschichte wäre ich die Vorlage für Andere, in sich etwas zu finden, was nach Entschädigung schreit. Es gehört zu den misslichen Eigenschaften so vieler Selbstbekundungen und Beichte, dass sie die Zuhörer antreibt, die Geschichten zu ergänzen, alle denkbaren Geheimnisse dieser Welt für die eigenen Zwecke zu verbinden und falsche Identifizierungen zur eigenen Konstruktion der Identität zu missbrauchen.

Die Mani ist noch einmal eine Steigerung von Griechenland und die hier so verbreitete Kraft, alle Vernunft zu ignorieren, indem ihr das Bewusstsein entgegengestellt wird, mit den Göttern und Geistern aus tiefer Vergangenheit im Bunde zu leben. Das fasziniert mich, wie es mich abstößt. Unsere Diplomatie wird sich an diesem Land die Zähne ausbrechen. Und die Griechen werden die Verlierer sein. Man muss in die Felsschluchten der Mani geschaut haben, um eine

Ahnung für die Tatsache zu finden, wie viele Menschen sich unbekanntem Mächten ausgeliefert fühlen und wie sorgsam sie das verheimlichen. So kann ich auf dem Weg von Griechenland zurück in meine Welt mit mir selber sprechen, aber ich werde keinem sagen, in welche Abgründe ich geschaut habe.“